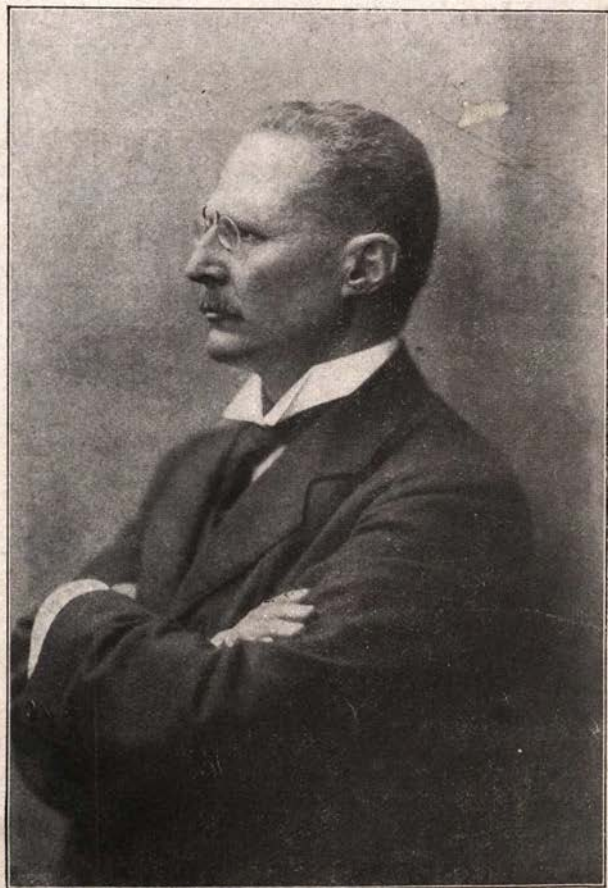


879



☼
Reisen
und
Abenteuer
25





Hausknecht.

Re 2275 Gew. Nr. 1684/25

Hans Meyer

Hochturen
im tropischen Afrika



CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Leipzig / F. A. Brockhaus / 1923

vybr. bed. obce
Afryk

Die Schilderungen dieses Buches sind, mit mannigfacher Umarbeitung, den folgenden Werken des Verfassers entnommen: Ostafrikanische Gletscherfahrten (Duncker & Humblot, Leipzig 1890), Der Kilimandjaro (Dietrich Reimer [Ernst Bohsen], Berlin 1900), Die Insel Tenerife (S. Strzel, Leipzig 1896). Der Abschnitt „Der Kariffimbi“ erscheint hier zum erstenmal.



879

Copyright 1923 by G. A. Brockhaus, Leipzig

NH-43996 N-2679696/TMK

Inhalt.

	Seite
Hans Meyer. Von Dr. Karl H. Diebel	5
Bergfahrten am Kilimandjaro 1889 und 1898	
1. Von Moschi nach Marangu	11
2. Zur Hochregion empor	20
3. Der Kibo	34
a) Die erste Besteigung	34
b) Die Gipfelbesteigung	43
4. Der Mawenzi	50
5. Nochmals der Kibo: die dritte und vierte Besteigung	65
6. Rückkehr nach Moschi	73
7. Am West-Kibo 1898	79
Bergfahrten im ostafrikanischen Zwischenseengebiet 1911: Der Karissimbi.	
1. Von Ruasa nach Lamira	91
2. Die Besteigung des Karissimbigipfels	108
Bergfahrten auf der Insel Tenerife 1895:	
Der Pico Viejo.	
1. Von Guia zur Cueva de los Abejeros	125
2. Auf dem Pico Viejo	134
3. Abstieg nach Jacob	138
Der Pico de Teyde.	
1. Von Drotava zur Alta Vista	141
2. Besteigung des Gipfels und Abstieg	150

*

Von den Abbildungen der Bildertafeln sind 19 von Prof. Hans Meyer, 4 von der Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, 1 von Major Kraut aufgenommen.

Hans Meyer.

Diese „Hochtouren im tropischen Afrika“ sind nur ein kleiner Ausschnitt aus einem ungemein reichen Reise- und Forscherleben. Von Jugend an hat es Hans Meyer immer wieder hinausgezogen in ferne Länder; auf längeren und kürzeren Fahrten hat er alle Welttheile betreten, hat seine Feder sie fast alle geschildert.

Hans Meyer wurde am 22. März 1858 in Hildburghausen geboren. Unter den Traditionen eines der größten deutschen Verlagshäuser, Traditionen, die immer auch der Geographie starkes Interesse zuwandten, wuchs er auf. Mit der Verlegung des väterlichen Geschäftes, des Bibliographischen Institutes, nach Leipzig im Jahr 1874 kam auch er dorthin. Dann führte ihn sein Bildungsgang 1878—1880 an die Universitäten Berlin, Leipzig und Straßburg, an denen er Geschichte, Geographie und Staatswissenschaften studierte. Kleinere Reisen in Europa und Hochtouren in den Alpen schärften seinen geographischen Blick und übten ihn als Wanderer und Bergsteiger. Bereits 1881, als Dreiundzwanzigjähriger, unternahm er bald nach seiner Promotion eine Reise um die Erde, die ihn bis 1883 der Heimat fernhielt. Die Donau abwärts ging es über Konstantinopel und Athen nach Syrien und Aegypten, durch das Rote Meer nach Indien, das in seinen charakteristischsten Landschaften bereist wurde; daran schlossen sich Ceylon, Java, eine mehrmonatige Durchwanderung der Philippinen, ein Besuch der Hauptplätze Chinas und Japans, der Westen Nordamerikas, Mexiko, Kuba, und erst nach längerem Aufenthalt im nordamerikanischen Osten ging es wieder heimwärts.

Nachdem er dann zwei Jahre im Bibliographischen Institut verlegerisch und redaktionell gearbeitet hatte, zog es

ihn Ende 1886 wieder hinaus nach den damals eben aufblühenden Golddistrikten Südafrikas, und im unmittelbaren Anschluß daran betrat er im Frühjahr 1887 zum ersten Male das seit kaum zwei Jahren deutsch gewordene Ostafrika. Afrikas höchster, schneebedeckter Berggipfel, der Kilimandjaro (6010 Meter), war sein Ziel. Begleitet von dem Kommissar der damaligen Deutschostafrikanischen Gesellschaft, Freiherrn von Eberstein, ging er im Sommer an die Besteigung. Und verhinderte auch die alpinistisch unzulängliche Ausrüstung der Expedition und die Ungeübtheit seines Begleiters damals eine Bezwingung des Berges, so gelangte Hans Meyer doch mit 5500 Meter höher am Hauptgipfel Kibo hinauf als irgendein anderer Besteiger vor ihm. Schon das Jahr 1888 fand ihn wieder, diesmal mit dem später durch erfolgreiche Forschungszüge bekanntgewordenen Osterreicher Oskar Baumann auf dem Wege nach dem höchsten afrikanischen und deutschen Gebirgsstock, von wo aus dann der Kontinent durchquert werden sollte. Schon hatte man das Bergland Usambara in ergebnisvoller Wanderung durchzogen, da traf die Karawane die Kunde von dem inzwischen an der Küste ausgebrochenen Araberaufstand. Von den Trägern verlassen und der gesamten Ausrüstung beraubt, wurden die Reisenden von dem Araberscheich Buschiri gefangengenommen und erst nach Zahlung eines hohen Lösegeldes freigelassen. Die Besteigung des Kilimandjaro war abermals gescheitert. Zum dritten Male versuchte sie nun Hans Meyer mit dem bekannten Alpinisten Ludwig Purtscheller 1889, und diesmal mit vollem Erfolg.

Wie der Kilimandjaro bezwungen wurde, zeigt dieses Buch. Der kleinere, felsige Gipfel des Doppelberges, der Marwenji, ergab sich freilich auch jetzt noch nicht.

Von neuem sahen die neunziger Jahre des ausgehenden Jahrhunderts Hans Meyer auf größeren Forschungsfahrten.

1894 untersuchte er die Insel Tenerife — die freilich, abweichend vom Titel des Buches, nicht den Tropen, sondern den Subtropen angehört — und erstieg auf einer hier geschilderten Frühlingstour den Pik. 1899 brach er mit dem Münchner Maler Ernst Plaz zum viertenmal zum Kilimandjaro auf. Nun freilich unter ganz andern Verhältnissen! Die inzwischen gefestigte deutsche Kolonialherrschaft erlaubte jetzt eine umfassende Erforschung des gesamten Bergstocks, die vor allem seiner vulkanischen Natur und seiner heutigen und vorzeitlichen Bergletscherung galt und in die sich die abermalige Ersteigung des Gipfels nur episodisch eingliederte.

Die gewonnenen Einsichten in die Bedingungen der Vereisung unter den Tropen in Gegenwart und Vergangenheit ließen Hans Meyer dann 1903 mit dem Münchner Maler Rudolf Reschreiter nochmals hinausgehen, nunmehr in die Neue Welt: an den Vulkanriesen des tropischen Südamerika in den Hochanden Ecuadors wollte und konnte er seine afrikanischen Erfahrungen nachprüfen und bestätigt sehen. Die Schilderungen dieser Hochtouren am Chimborazo, Coto-paxi, Antisana, Cerro Altar und andern Bergriesen mögen einem besonderen Bande dieser Sammlung vorbehalten bleiben.

Dem Jahr 1911 gehört dann die letzte große Reise Hans Meyers an. Der schon Dreiundfünfzigjährige kehrte zum fünften Male nach Ostafrika zurück; aber nicht zum Kilimandjaro, sondern weiter ins Innere hinein, in die nun erschlossenen Hochländer zwischen Victoria-, Tanganyika- und Kiwusee führte sein Weg. Auch hier standen neben der allgemeinen Erforschung des Landes bergsteigerische Aufgaben auf dem Programm. Der höchste Gipfel der Birungavulkane, der Karissimbi (4506 Meter), und der aktive Niragongo wurden bezwungen. Der Ersteigung des Karissimbi ist gleichfalls ein Abschnitt dieses Buches gewidmet.

Noch mehr als schon bei den vorhergehenden Expeditionen stand hier ein Gesichtspunkt im Vordergrund, der neben der geographischen Forschung Hans Meyers Lebensarbeit besonders charakterisiert: die Untersuchung der bereisten Länder auf ihre kolonialen Entwicklungsmöglichkeiten hin. Nachdem er inzwischen Mitinhaber des Bibliographischen Institutes geworden und mit der Lösung mannigfacher praktischer Aufgaben betraut war, schien ihm wissenschaftliches Arbeiten nicht bloß Selbstzweck, sondern vor allem ein Mittel zu richtiger Urteilsbildung in der praktischen Kolonialpolitik. Am Auf- und Ausbau unseres leider so jäh zerstörten Kolonialreiches hat deshalb Hans Meyer nicht allein als Verleger, sondern auch als Mitglied des Kolonialrates, als Vorsitzender der Reichskommission für die landeskundliche Erforschung der Schutzgebiete, daneben als Vorstandsmitglied der Deutschen Kolonialgesellschaft und des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, lange Jahre hindurch in stiller, aber ergebnisreicher Arbeit fördernd und vielfach bestimmend mitgewirkt. In den Dienst der dazu notwendigen Volksaufklärung stellte er auch von Anfang an die Verlagsunternehmungen des Bibliographischen Institutes. Die auf seine Anregung hin entstandene große und kleine „Sieverssche Länderkunde“ hat in weitesten Volkskreisen das Interesse für die außerdeutschen Länder und für überseeische Arbeit geweckt, und die Ergebnisse unserer eigenen kolonialen Arbeit faßte er selbst mit mehreren Mitarbeitern zusammen in seinem zweibändigen „Deutschen Kolonialreich“ (Leipzig, 1909), das bis heute in Anlage und Durchführung in der Kolonialliteratur aller Völker unübertroffen geblieben ist.

Es lag im Sinne dieser aufklärenden Bestrebungen, wenn Hans Meyer, der ja alle seine Reisen mit eigenen Mitteln ausgeführt hat, nun auch den größten Teil seiner reichen, aus aller Welt zusammengebrachten Sammlungen den

öffentlichen Museen in Berlin und Leipzig überließ, und wenn er die Mittel zur Errichtung einer Kolonialgeographischen Professur an der Universität Berlin sowie weitere sehr beträchtliche Summen zu der von Karl Lamprecht ins Werk gesetzten Gründung von Forschungsinstituten an der Universität Leipzig stiftete. Als er 1915 aus dem Verlag seiner Familie, dem Bibliographischen Institut, ausschied, um sich ganz der Wissenschaft zu widmen, wurde er an die Universität Leipzig als Professor für Kolonialgeographie und als Direktor des Kolonialgeographischen Instituts berufen. Als solcher hat er bald eine sehr vielseitige und fruchtbare Lehrtätigkeit entwickelt und das Kolonialgeographische Institut, das er größtenteils aus eigenen Mitteln geschaffen hat, seit dem unglücklichen Ausgang des Weltkriegs und dem Verlust der deutschen Kolonien immer mehr zu einem Institut für die uns so bitter nötige überseeische Auslandkunde ausgestaltet.

Es hat Hans Meyers Lebensarbeit an Anerkennungen nicht gefehlt. Die Universität Gießen ernannte ihn zu ihrem Ehrendoktor, er wurde Ehrenmitglied zahlreicher in- und ausländischer geographischer Gesellschaften, es wurde ihm von der Preussischen Akademie der Wissenschaften die goldene Leibniz-Medaille, von der Gesellschaft für Erdkunde zu Leipzig die goldene Eduard-Vogel-Medaille, vom Verein für Geographie und Statistik zu Frankfurt die goldene Ruppell-Medaille, von der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin die goldene Nachtigal-Medaille verliehen u. a. m. Mehr Lohn als dies alles war ihm aber immer der Wert seiner schaffenden, zielsicheren Arbeit selbst. Von ihr soll auch dieses Buch zeugen, das eine auf Wunsch des Verlegers veranstaltete hochtouristische Auswahl aus Hans Meyers wichtigsten afrikanischen Reiserwerken darstellt.

Leipzig, 1. September 1923.

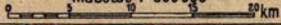
Dr. Karl H. Diegel.



Der Kilimandjaro

nach der Originalkarte Hans Meyers
von 1898

Maßstab 1: 600 000



Höhen
in Metern

Ostl. L. 37° v. Groenw.

37° 30'

30

30

37

Schura

Madschame

Madschame

Masama

Kibohöhe

Galuma-Plateau

Schiraga

Kamm

Kilimandscharo

6010

Kilimandscharo

Kilimandscharo

Kilimandscharo

Kilimandscharo

Kilimandscharo

Kilimandscharo

Kilimandscharo

Kilimandscharo

Kilimandscharo

Kilimandscharo

Kilimandscharo

Kilimandscharo

Kilimandscharo

Kiboko

Kiboko

Kiboko

Kiboko

Kiboko

Kiboko

Kiboko

Kiboko

Kiboko

Kiboko

Kiboko

Kiboko

Kiboko

Kiboko

Kiboko

Kiboko

Kawensi

Kawensi

Kawensi

Kawensi

Kawensi

Kawensi

Kawensi

Kawensi

Kawensi

Kawensi

Kawensi

Kawensi

Kawensi

Kawensi

Kawensi

Kawensi

Meanga

Klewa

U S

Mleme

Maro

um

Morale

Rombo

Timba

Kina

W

W

W

W

W

W

W

W

Engi

Sogoto

Aquak

Mogoin

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

W

Bergfahrten am Kilimandjaro 1889 und 1898.

1. Von Moschi nach Marangu.

Der höchste Berg Afrikas ist seit seiner Entdeckung durch die deutschen Missionare Johann Rebmann und Ludwig Krapf im Jahr 1848 das Ziel zahlreicher Expeditionen, der Gegenstand manchen wissenschaftlichen Streites gewesen. Das Vorhandensein ewigen Schnees unter dem Aequator Afrikas erregte bei seinem Bekanntwerden ungeheures Aufsehen und ungläubiges Kopfschütteln, auch als es von andern bestätigt und ein Schneefall in den oberen Theilen des Berges von dem deutschen Baron Klaus von der Decken und seinem Begleiter Otto Kersten im Jahr 1861 selbst erlebt worden war. Und wie Rebmann, Krapf, von der Decken und Kersten, so sind auch späterhin und bis in die jüngste Zeit hinein hauptsächlich deutsche Reisende es gewesen, denen wir unsere Kenntniss des afrikanischen Bergriesen verdanken. Noch unmittelbar vor meinen Expeditionen brachten Graf Samuel Teleki und Ludwig von Höhnel die seit von der Deckens Arbeit wertvollsten Ergebnisse vom Kilimandjaro mit heim (1887), und von den neunziger Jahren an arbeiteten die Forscher Volkens, Lent, Fritz Jäger, K. Uhlig, F. Klute u. a. neben und nach mir mit großem Erfolg daran, den Berg immer mehr zu einem Betätigungsfeld deutscher Wissenschaft werden zu lassen.

Der ungeheure Vulkanbau des Kilimandjaro ist, wie alle ostafrikanischen Vulkane, als Teil einer großen Vulkanlandschaft und in unmittelbarer Nähe einer Störungszone der Erdkruste, am sogenannten „Ostafrikanischen Graben“, dort emporgewachsen, wo sich von diesem der Querbruch der Panganiiniederung nach Südosten abzweigt, und setzt sich aus drei ursprünglich selbständigen, durch die Lavaergüsse aber zu einem einzigen Gebirgsstock gewordenen Bergen zusammen, so daß das Ganze als ein gewaltiges, umfangreiches Massiv von der Größe des Harzes in großen Stufen aus der etwa 1000 Meter hohen, trockenen Steppenumgebung zu 6010 Meter Höhe emporsteigt. Dicht besiedelte, reich angebaute Kulturlandschaft säumt besonders im feuchten Süden und Südwesten seine von zahllosen Bachschluchten durchfurchten Hänge, und darüber entwickelt sich, den ganzen Berg in verschiedener Breite zwischen 1800 und 2—3000 Meter Höhe umziehend, ein dichter Urwaldgürtel, der das trockene, heiße Steppenland von der über 3000 Meter liegenden kühlen Hochregion alpiner Gräser und Stauden scheidet. Dort oben, über dem Urwald und fern allen menschlichen Wohnungen, erheben sich aus den Grasfluren mit ihrer eigentümlichen, halb europäisch, halb vorweltlich anmutenden Vegetation, die immer spärlicher werdend bis etwa 4400 Meter ansteigt, inmitten einer riesigen Trümmerwelt die eigentlichen Hochgipfel des Kilimandjaro.

Der älteste von ihnen, der *Schira*, tritt, von den Lavamassen seiner jüngeren Nachbarn fast ganz verschüttet und von Wind und Wetter stark zerstört, nur noch als relativ niedrige, kaum 4300 Meter Höhe erreichende Kette am Berghang des Westens in Erscheinung. Besser behauptet hat sich sein jüngerer Bruder im Osten, der *Mawensi* (5355 Meter), der als riesige, wild zerklüftete und zernagte Ruine in himmelstürmenden Wänden trotzig sein Haupt erhebt, aber auch er schon

mühsam gegen die Vernichtung ankämpfend, ein sterbender Riese neben seinem gewaltigeren, noch jüngeren Nachbarn, dem Kibo (6010 Meter), der zwischen ihm und dem Schira als mächtiger, kompakter Stumpffegel hinaufragt in die Höhen des ewigen Eises, das seinen noch wohl erhaltenen Krater erfüllt und in Gletschergirlanden an seinen Hängen zum Teil bis 4300 Meter herabwallt. Einst herrschte dieses Eis noch viel weiter hinab und umschloß auch noch die Schirafette und den Mawensi, wie seine Spuren noch in Gestalt alter Moränen schon in 3600 Meter Höhe beweisen. Einer Veränderung des Klimas, die gleichzeitig mit dem Verschwinden unserer nordischen Eiszeit erfolgt sein muß, mußte das Eis weichen, und es scheint noch immer zurückzugehen.

Als ich im Jahr 1889 zum Kilimandjaro hinauszog, erfüllt von dem Gedanken, daß dieser höchste Berg Deutschlands auch zuerst von einem Deutschen erstiegen werden müsse, war es das drittemal, daß ich in seine bis dahin unberührte Berg einsamkeit eindringen wollte. Die erste Expedition 1887 hatte mich mit dem Freiherrn von Eberstein bis 5500 Meter an seinem Gipfel emporgeführt, mußte aber dort wegen unserer unzulänglichen Ausrüstung abgebrochen werden; die zweite, die ich 1888 zusammen mit Oskar Baumann unternommen hatte, scheiterte infolge des inzwischen an der Küste ausgebrochenen Araberaufstandes auf halbem Wege zum Berge und endete mit dem Verlust meiner ganzen Ausrüstung und mit meiner Gefangennahme durch die Aufständischen, aus deren Hand ich nur mit Mühe entrinnen konnte. Die dritte endlich brachte 1889 mir und meinem neuen Reisegefährten Ludwig Purtscheller die Erreichung des Zieles, die Erstbesteigung des Kibogipfels, die Entschleierung seines Kraters und die erste genauere Kenntnis des ganzen Bergstockes und besonders seiner obersten, vereisten Gipfelpartien. Auf einer vierten Reise, im Jahr 1898, habe

ich dann, auf die Erfahrungen all der vergangenen Jahre gestützt, mein Studium des Berges zum vorläufigen Abschluß bringen können. Hier mögen vor allem meine Erlebnisse des Jahres 1889, die schönsten, weil sie mir Entdeckerfreuden in Afrika's höchster Bergwelt brachten, aber auch einige Episoden aus dem Jahre 1898 geschildert werden.

Wochenlang hatte uns der Marsch im September des Jahres 1889 von Mombassa (Britisch-Ostafrika) aus durch glühende Steppe und fiebrige Sümpfe geführt, nachdem lange Tage schwerer Vorbereitungsarbeit in Sansibar vorangegangen waren. Nun, am Ende unserer Steppenwanderung, bei Moschi, entschleierte sich uns gegen Sonnenuntergang der Kilimandjaro, für meinen Reisegefährten Ludwig Purtscheller zum erstenmal, für mich nach meinen vorangegangenen Expeditionen von 1887 und 1888 in wieder neuer, noch nicht gesehener Schönheit.

Die Südwestseite des Eisdomes Kibo leuchtete im Glanz der tiefstehenden Sonne in rotgelben Tönen. Die höher oben am Regel abbrechende östliche Eisdecke lag in tief dunkelblauem Schatten. Schwarzbraune Felspartien durchbrechen den geheimnisvoll flimmernden Eismantel, wie im Hermelinmantel eines Königs die weiße Pelzfläche von schwarzen Fellspitzen unterbrochen wird. Und wo wäre ein König, dem solcher Schmuck mehr gebührte als dem König der afrikanischen Berge, dem Kilimandjaro? Seine Füße ruhen auf dem braunen Samitteppich der oberen Grasfluren, und durch den dunkelgrünen Urwald steigen die Stufen seines Thrones herab zu den Menschen, die vor solcher Majestät in Ehrfurcht stehen. Vielleicht hat die Kunst Farben, um diese Herrlichkeit in einem gegebenen Augenblick darzustellen. Was aber keine Kunst vermag, das ist die Wiedergabe des fortwährenden Wechsels im Farbenspiel, das immer tiefere Purpurleuchten

des Regels wie im Alpenglühen, das immer matter werdende Grün der kleinen Graslichtungen im dunklen Urwald, das Vertiefen der violetten Schatten in den Schluchten und an den schwellenden Hügelzügen, das allmähliche Verblässen aller Farben nach Sonnenuntergang und das Zuziehen des grauen Wolkenvorhangs am Nachthimmel. Es ist kein Bild, sondern ein Schauspiel: Ein König geht zur Ruhe.

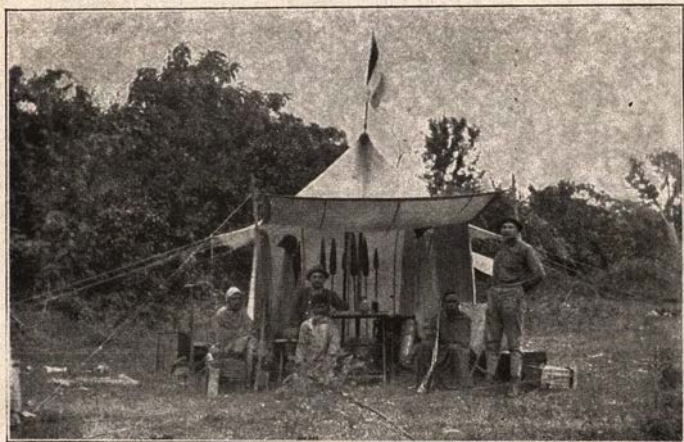
Von Moschi führte uns am Morgen des 25. September ein gut nivellierter Weg über die breiten Tuffberge von Kirua in sechs Stunden nach Marangu hinüber. Gleich anfangs scheint eine kolossale Erosionsschlucht, wie sie auf einem so jungen Vulkangebirge, wie dem Kilimandjaro, nur in mächtigen, losen Tuffablagerungen sich bilden kann, den Weg zu sperren; es ist die Mangaschlucht. Aber geschickt benutzt der Weg die Ausgänge der festen Lavabänke, die die Tuffmassen in leicht bergab gerichteter Neigung durchsetzen, um auf ihnen an den steilen Schluchtwänden entlang die Höhen von Kirua zu ersteigen. Man sieht an diesen 5 bis 10 Meter dicken Lavabänken, wie in regelmäßigen Zeiträumen den explosiven Tuffablagerungen ein ruhiger Lavaerguß gefolgt ist; etwa ein Duzend solcher Lavabänke, teils blaugrau, teils grellrot, wohl vom starken Eisengehalt, liegen hier in ziemlich gleichmäßigen Abständen übereinander.

Von der Kiruahöhe zieht der Hochwald in das Mangatal hinein und läßt damit erkennen, daß wir dort schon in eine andere Klimazone eintreten, als wir sie in Moschi verlassen haben. Oben auf der runden Höhe (1586 Meter) gehen wir bei mildem Sonnenschein und kühlem Windwehen über Grasfluren, wo Adlerfarne, wilde Reseda, Sauerampfer, Nachtschatten wachsen wie auf deutschen Hutungen; aber daneben tauchen plötzlich Bananenpflanzungen mit Euphorbien und Dracänenhecken auf und wecken uns aus heimatlichen

Träumen in die afrikanische Wirklichkeit. Der Blick schweift über eine breite und lange Zone hochgewölbter Rücken und runder Kuppen, die wie ein vielgliedriger mächtiger Ball aus der Urwaldregion des Kilimandjaro über die sanft gewölbte Gebirgsabdachung sich herabzieht und unten in der Ebene sich in einzelne Regelgruppen auflöst. In der Breite reicht sie nach Westen von Kirua bis Moschi und Uru. Ihr Material ist größtenteils Luff. Da er verwittert einen schwereren, öderen Boden bildet als die verwitterte Lava, der die Nachbarlandschaften Kilema und Marangu ihre humusreichen Böden verdanken, so ist in den Lufflandschaften die natürliche Vegetation dürftiger und das Wachstum der Kulturpflanzen ärmer als in den Lavalandschaften.

Der Unterschied wird uns sofort bemerkbar, als wir vom Lassoberg (1546 Meter), dem östlichsten Rücken der Luffzone, auf die weite, saftig grüne, einem einzigen riesigen Garten gleichende Muldenebene von Kilema und Marangu hinabschauen, und noch mehr, als wir den Grenzbach zwischen Kirua und Kilema, den Muë, überschritten haben und in die üppigen Bananenwälder Kilemas gleichsam untertauchen. Zwei Stunden später betreten wir das Gebiet des Häuptlings Mareale von Marangu. Von einer baumumstandenen Wiese nehmen wir zur Errichtung unseres Lagers Besitz.

Die erste Arbeit war selbstverständlich der Hüttenbau. Aus den riesigen Bananenblattbündeln, welche die Maranguweiber herbeischleppten, entstanden in kurzem 14 kleine Hütten über die ganze Lagerwiese hin, für jedes „campi“ der Karawanenleute eine, so daß wie mit Zauberschlag ein nettes, reges Dorf aus dem Boden gewachsen war. Unter einem Baum wurde in der Mitte ein größerer Raum für den Markt offen gelassen, und auf der einen Langseite, wo unsere Zelte standen, ließ ich einen Zaun abstecken zur Abgrenzung für uns Europäer und



Mein Lagerzelt 1889 in Marangu.



Der Häuptling Mareale von Marangu.



Die Südostseite des Ribo vom obern Urwaldrand (3000 m) aus.

für die unsere Schutzwache bildenden, aus Aden mitgebrachten Somalis. In der Zwischenzeit machte ich mich mit Herrn Purtscheller an die Zurichtung der Geschenke für den Häuptling Mareale. Es ist beinahe komisch, was man alles verstehen, können und sein muß, um eine afrikanische wissenschaftliche Expedition gedeihlich durchzuführen, und noch wunderbarer, was für schlummernde Eigenschaften und Fähigkeiten durch das Expeditionsleben geweckt und ausgebildet werden, von deren Existenz man unter normalen Verhältnissen nicht die leiseste Ahnung gehabt hat. Daß man Geolog, Zoolog, Botaniker, Ethnolog, Meteorolog, Astronom, Photograph, Kartograph, Maler, Jäger, Arzt, Diplomat, Nationalökonom, Kaufmann, Büchsenmacher, Tischler, Schneider, Schuster, Blechschmied, Koch usw. sein muß, versteht sich von selbst; aber daß ich es bei dem stundenlangen Zurechtmachen der Marealegeschenke auch noch zum Nähmaschinenmonteur und zum Steppstichkünstler bringen würde, hatte ich mir nicht träumen lassen.

Als das Singersche Maschinchen glücklich in Ordnung war und die Stoffballen, Perlen, Taschenuhren, Revolver, Seidendecken, Armspangen, Feilen, Lee, Harmonikas, Masken, Glocken, Pulver, Schrot, Tabakspfeifen u. a. m. dazugepackt waren, machten wir dem Häuptling Mareale unsern Besuch. Seine Wohnstätte ist ein viereckiges, kastellartiges Steinmauerwerk von Doppelmannshöhe mit niedrigen Durchkriechlöchern, in dem die Hütten seiner Weiber und Kinder eingereiht sind, und dicht daneben ein wirkliches Sansibarhaus mit Giebeldach, wo mehrere Räume durch theils indisches, theils europäisches Mobiliar zu ganz behaglichen Wohn- und Schlafzimmern eingerichtet sind. Sie haben nur den einen Fehler, daß sie, weil fensterlos, stockdunkel sind und deshalb wie die Schaggahütten das Unterhalten eines qualmenden Feuers auf dem Fußboden nötig machen.

Mareale empfing uns vor seinem Hause. Er trug einen schönen arabischen Burnus über einem Suahelihemd und um die Stirn eine dunkelrote Baumwollbinde. Er begrüßte mich mit wirklicher Herzlichkeit als alten Freund (von 1887 her). Sofort wurde Bananensbier herbeigeschleppt, und nach mehrfachen Rundtrinken aus einer gemeinsamen Kürbischale wurden die Geschenke vorgeführt und nach Gebühr bewundert. Das Entzücken war natürlich am lautesten, als ich meine Steppstichkünste auf der Nähmaschine produzierte. „Diese Nadeltrommel (ngoma ma shindano) ist mir lieber als mein ganzes Haus, denn ich allein habe nun eine solche in ganz Dschagga, ein Suahelihaus hat aber auch Mandara“, rief Mareale begeistert, und um diese Versicherung wenigstens teilweise zu bekräftigen, ließ er mir sofort eine fette Kuh ins Lager abführen.

Dort pulsiert das Leben schon am frühen Morgen, bevor die Wadschagga zur Feldarbeit gehen, und besonders rege am späten Nachmittag, wenn die Tagesarbeit in den Feldern zu Ende ist. Mit hochgefüllten Bastkörben und dicken Bündeln kommen die Weiber und Mädchen zu Markt und halten unter dem Schattenbaum feil. Die Weiber sitzen mit lang ausgestreckten Beinen auf dem flachen Boden oder stehen einzeln und immer schwatzend umher, die Mädchen neugierig und fichernd und zu zweien und dreien dicht hintereinander, indem das vornstehende die Arme über dem offenen Busen kreuzt, die hintenstehenden ihre Freundin eng um die Taille oder die Schultern fassen, um sich gegenseitig zu bedecken und zu erwärmen, denn ihre ganze Kleidung ist ein kleiner perlenbestickter Schurz. Zu kaufen gibt es hier verschiedene Arten Bananen: in reifem Zustand zum Rohessen, in unreifem Zustand zum Kochen und Braten, in Mehl zerstoßen zum Backen; da gibt es drei Arten von Bohnen und kleine Straucherbsen; Mais

ausgekörnt und grün in Kolben; Hirse in Körnern oder als Mehl; Bataten, groß und klein; angesäuerte Milch und Butter; Tabaksblätter, Honig, Hühner. Das größere Vieh kommt nie zum Verkauf, denn es gehört alles dem Häuptling Mareale zu eigen, welcher den Besitzern nur die Nutznießung der Milch und Butter überläßt. Geschlachtet wird darum auch nur im Haushalt Mareales; nur von ihm kann man Fleisch kaufen. Das Angebot von Feldfrüchten ist aber sehr groß, und die Karawanenleute verstehen das Kaufen und Feilschen nicht minder gut als die Maranguweiber. Der Begrüßungsruf „mbuia“ („Freund“), der einem durch ganz Dschagga entgegentönt, leitet den Handel ein. Der Suaheli bietet weit unter dem Wert und erntet ein entrüstetes, kurz hervorgestohenes „tschá“ („nein“). Er geht und kommt wieder, zehnmal, zwanzigmal, immer ein Klein wenig mehr bietend und seine begehrten Perlen oder Zeugstücke anpreisend, bis sich beide Teile auf dem goldenen Mittelweg finden. Nun wird erst genau geprüft und nachgerechnet und nachgezählt und endlich unter Zuspruch von beiderseitigen Freunden der Kauf abgeschlossen.

Wenn dann gegen Abend aus einem benachbarten Lager, wo sich Sklavenhändler von der Küste aufhielten, einige Suaheli und Somalis herüberkommen, um mit meinen Leuten, unter denen sie alte Bekannte haben, zu plaudern, schleiche ich still davon und streife mit einem meiner Boys in der Umgegend umher. Einmal allein zu sein im Genießen und Beobachten der Natur, wenn auch nur eine kurze Stunde, frei vom Fragen und Verlangen der eigenen Leute, das vom Morgen bis zum Abend nicht aufhört, frei von der Neugier und den Wünschen der Eingeborenen, die namentlich bei den Instrumentarbeiten sich herandrängen, lachen und hindern, das ist eine Sehnsucht, die im afrikanischen Karawanenleben nur zu selten gestillt

wird. Und in den späten Nachmittagsstunden ist der obere Kilimandjaro, dessen beide Gipfel, der große, runde, weiße Kibo, und der kleinere, zackige, dunkle Mawensi, klar und kühn über eine den ganzen mittleren Berg umlagernde graue Schichtwolke sich zum lichtschwachen Abendhimmel aufbäumen, immer am schönsten. Aber rückwärts gewandt, trifft das Auge auf die ferne Felseninsel des Uguenogebirges, dessen Wände und Kuppen, von der Abendsonne vergoldet, aus der farbengedämpften Südebene aufragen.

Nach fünftägiger Arbeit im Marangulager waren wir so weit, daß ich an die Ausrüstung einer kleinen Schar zum Aufbruch in höhere Bergregionen gehen konnte. Ich wählte dazu die willigsten und zähesten Träger aus, verteilte an sie Zeug zum Nähen eines wärmeren Kittels und schilderte ihnen möglichst drastisch das, was sie dort oben zu erwarten hatten. Die Jahreszeit drängte auch zu rascher Arbeit. Nachts hatten wir in den letzten Tagen regelmäßig starke Regengüsse gehabt, aber die Tagesgewitter der Regenzeit waren noch nicht herangerückt. Doch standen sie nahe bevor. Bis zu ihrem Eintritt mußten die Besteigungen in der Höhe ausgeführt sein. Darum vorwärts, aufwärts, „excelsior“!

2. Zur Hochregion empor.

Die größte Schwierigkeit bei früheren Besteigungen des Oberen Kilimandjaro und das Haupthindernis für einen längeren Aufenthalt in der Höhe, ohne welchen die Bewältigung der großen vulkanischen Massen und Maße unmöglich ist, war nicht sowohl die für solche alpine Touren unzulängliche Ausrüstung der Besucher gewesen, als vielmehr der in jenen entlegenen Regionen allzu schnell eintretende Mangel an Lebensmitteln für die Reisenden und ihre Be-

gleiter. Mein Plan ging deshalb dahin, die Besteigungen des Kibo und Mawensi von dem zwischen beiden Gipfeln in 4400 Meter liegenden kleinen Plateau aus zu unternehmen und dort in einem zweckmäßigen Standquartier so lange auszuhalten, bis die Erforschung des oberen Kilimandjaro abgeschlossen sein würde. Für dieses Standquartier hatte ich in Sansibar ein niedriges, gut schließendes Zeltchen anfertigen lassen, in welchem wir zwei Europäer, nötigenfalls auch noch mit einem schwarzen Gefährten, Raum hatten, und zur inneren Ausstattung des Zeltes dienten eine wasserdichte Unterlage aus Kautschuk, mehrere Kamelhaardecken und namentlich zwei große, aus Schaffellen genähte Schlaffsäcke, die den ganzen Körper bis auf das Gesicht wärmend umschlossen.

Unsere alpine Ausrüstung bestand aus warmer Wollkleidung, Wollhandschuhen und starken genagelten Bergschuhen, aus Rucksäcken, Eispickeln, Gletscherseilen und Schneibrillen. Herr Purtscheller war dazu noch glücklicher Besitzer von Steigeisen. Von den Instrumenten begleiteten uns der Theodolit, der photographische Apparat, die Hypsometer, Aneroide, Maximum-, Minimumthermometer, Peil- und Routenkompass und das geologische und botanische Sammelwerkzeug.

Für unsere Verpflegung und für sonstige Vorfälle erschien es mir zweckmäßig, zwischen unserm beabsichtigten hohen Standquartier und dem Marangulager eine Zwischenstation an der oberen Grenze des Urwaldes zu errichten, wo das große Zelt und unsere wenigen Träger bis auf einen zurückbleiben sollten. Demgemäß ordnete ich an, daß jeden dritten Tag aus dem Marangulager vier Mann mit frischen Lebensmitteln zum Mittellager am oberen Urwaldbrand hinaufkommen sollten, von wo aus zwei der dortigen Leute den erforderlichen Proviant an Fleisch, Bohnen, Bananen, Butter, Maisbrot zu uns ins obere Lager hinaufzutragen hatten. Die

Proviandträger aber sollten immer sogleich in ihr Ausgangslager zurückkehren. Auf diese Weise waren wir regelmäßig gepflegt und in den Stand gesetzt, ähnlich wie von einer Klubhütte unserer Alpen aus, die Ersteigung, Aufnahme und Erkundung des oberen Kilimandjaro nach einem festen Plan in fast dreiwöchiger Arbeit durchzuführen.

Am Mittag des 28. September konnte sich die kleine Bergerpedition, bestehend aus dem zweiten, gewandteren Karawanenführer, neun Trägern, dem findigen Panganineger Muini Umani und den drei Somalis Achmed, Mohammed und Abdallah, von denen Achmed auch den Koch spielen sollte, in langsame Bewegung setzen.

In langen flachen Stufen baut sich die weite Marangumulde, welche die kleinen Bergstaaten Kilema, Marangu, Mamba, Msai, Mwiki umfaßt, zum Mawensi hin auf. Die Steigung ist sehr gering, anfangs nur 5 Grad, und erst vom Urwald ab stärker, aber nirgends mehr als 20 Grad bis an den Fuß der Mawensipyramide, die sich dann steil aufstürmt. Die Marangumulde gehört ganz der Südbasis des Mawensi an, während Moschi auf dem Südabfall des zwischen Mawensi und Kibo sich erstreckenden Gebirgstheiles liegt. Die dichten Laven der Marangumulde sind also Mawensigesteine; sie haben einen andern petrographischen Charakter als die der westlichen, dem Kibo nahen Landschaften Riboscho und Madshame.

Auf dem sanft ansteigenden Terrain, auf welchem schattige, kühle Bananenhaine mit kleinen, offenen Grasflecken und murmelnde Bäche mit künstlichen Bewässerungsgräben abwechseln, stiegen wir in gemessenem Schritt bergauf. Weiter oben gewannen wir von einer Hügelgruppe Umschau über das ganze Land. Da sind nirgends schroffe Formen, überall leichte Wellenlinien, und so weit der Blick nach unten und nach den Seiten reicht, allerorts saftig grüne Bananenhaine

und kleine blumige, buschige Grasmatten. Fern aus der dunstigen Ebene schillert silbern der schmale Dschipesee herauf, überragt von der bläulichen Silhouette der Uguenoberge, an die sich östlich die ferneren, duftigen Pareberge anschließen, während im Westen der Blick in die Steppen durch den langgestreckten, waldigen Lassohügelzug beschränkt wird. Bergauf, zum oberen Kilimandjaro, folgt den Lassohügeln das Auge, bis es im nebeldurchwehten Urwald und der darüberliegenden dunkelgrauen Wolkenhülle auch dort eine Grenze findet.

Der Zeiger des Aneroidbarometers senkte sich zu immer geringeren Luftdruckzahlen und wies auf zirka 1750 Meter, als wir nach dreistündiger Wanderung die letzten Bananepflanzungen hinter uns ließen, um in das nun beginnende Dickicht von Farnen und Sträuchern einzudringen, das weiter oben allmählich in den Urwald überführt. Bei 1960 Meter traten wir in ihn ein, nachdem er uns seine Vorläufer in Gestalt vereinzelter moos- und flechtenbehangener und verwetterter Baumgreise schon weithin entgegengesandt hatte.

Den Eindruck eines tropischen Urwaldes freilich, wie er mir aus den Bergen von Ceylon und von den Sundainseln bekannt ist, macht der des Kilimandjaro nur an wenigen Stellen. Es fehlen die Palmen und die schlank aufstrebenden, bis hoch hinauf astfreien Baumformen, „der Wald über dem Walde“, wie diese spezifisch tropische Erscheinung einmal Alexander von Humboldt genannt hat. Der ganze Wald ist für das Auge des in ihm Stehenden eine kompakte Blättermasse, die allen Durchblick verwehrt. Alle Holzpflanzen sind dicht mit Epiphyten und kryptogamischen Schmarozern bedeckt, die oft in meterlangen Fahnen und Schleiern herabhängen. Die Lokalfarbe ist viel mehr braun und braungrün als rein grün. Insgesamt macht der Urwald den Eindruck des Altersschwachen, Verkümmerten, Gedrückten; und in Wahrheit

ist er dies ja auch. Er ist nur der stehengebliebene Rest eines einst über die ganzen Gebirgshänge hinab bis an den Steppensrand ausgedehnten Urwaldes, dessen weit größeren und kräftigeren, klimatisch begünstigteren Teil die eindringenden Eingeborenen des Kilimandjaro allmählich für ihre Felder und Pflanzungen ausgerottet und gerodet haben; an seiner Statt breitet sich jetzt das Kulturland von Dschagga aus, in dem noch einzelne schmale Streifen und stolze Baumgruppen auf die einstige Waldesherrlichkeit dieser Region schließen lassen.

Unser Pfädchen wurde hier, sobald das Farnendickicht aufhörte, offener und führte uns in kurzem zwischen den triefenden, grau-grünen Baumriesen hindurch auf eine kleine hochgrasige Lichtung am Rande des plätschernden, von Kraut und Stauden überwucherten *Kuabächleins*, wo ich unser erstes Berglager aufschlagen ließ.

Am nächsten Morgen ging es weiter in den Urwald hinein. Die triefende staubige Untervegetation schlägt uns anfänglich auf unserm Marsch über dem Kopf zusammen und durchnässt uns bis auf die Haut. Weiterhin werden die Baumbestände noch dichter, Lianen winden sich in unendlichen Verschlingungen von Stamm zu Stamm, und den Boden überzieht ein dichter, sattgrüner Polsterteppich von niedlichen Farnen und Selaginellen, auf den das braune Band unseres morastigen Pfades das einzige Ornament zeichnet. Stämme, Äste und Lianen sind überzogen mit tausendfältigen Schmarozern und Scheinschmarozern, unter welchen dicke, braune Moospolster und lange, gelbbraune Hängeflechten alle andern an Zahl und Größe überwiegen. Vom Regen sind sie vollgesogen wie Badeschwämme, und sie setzen unbarmherzig das Geschäft der Durchnässung an uns fort. Die Träger haben obendrein sehr schwere Arbeit bei dem unaufhörlichen Benden, Bücken, Kriechen und Steigen zwischen den Wurzeln und über die stehenden

und gestürzten Stämme. Glücklicherweise ist das Terrain nirgends steil.

Von Zeit zu Zeit treten wir aus dem Waldesdunkel auf eine grasige Lichtung hinaus, wo wieder mit vollen Lungen Luft geschöpft werden kann. Hagenia- und Ericazeenbäume bilden vorwiegend die äußere Waldmauer dieser Lichtungen, und auf ihnen selbst unterbrechen zwei grüne und eine rote Erdorchideenart, in höheren Berglagen eine rote Iris, rote und gelbe Immortellen die grau-grüne Grasfläche.

Überall im Wald sind die Spuren und Losung von Elefanten zahlreich. In dem lehmigen Morastboden hinterläßt jeder der Riesenstapfen einen fußtiefen Pfuhl, den wir vorsichtig umgehen müssen, und die von den Tieren geknickten Stämme und aufgerissenen Wurzeln versperrern uns häufig den Weg. Auch Büffelfährten sind nicht selten. Dann und wann ertönt einmal das Schnalzen eines Affen oder das flügeliche Geschrei eines Nashornvogels, aber im ganzen ist in diesen Regenwäldern des Gebirges vom Tierleben auffallend wenig zu bemerken. Nie bietet sich ein weiterer Ausblick hinab in die Ebene oder hinauf zur Bergeshöhe.

So wanderten wir langsam bergan, stumm im stillen Urwald, bis wir am Nachmittag auf eine Graszunge hinaustraten, die aus der oberhalb des Urwaldes sich ausdehnenden Grasflur sich hier tief in den Wald hinab erstreckt und durch allmähliches Vordringen von Grasbränden aus der oberen Grasflur entstanden sein mag. Auf ihr führt uns der Pfad steiler bergauf; rechts und links begleitet uns der Wald, in dem mit zunehmender Bergeshöhe die Ericazeen alle andern Pflanzenformen überwiegen. Bei 2600 Meter Höhe wird eine Terrainstufe erreicht, wo die Boden-Neigung viel geringer wird, und dort erweitert sich unsere Graszunge zu einer offenen Grasflur, in der noch einzelne größere Waldparzellen höher

zum Berg hinanziehen; aber der geschlossene Urwald liegt nun hinter uns.

Wir stehen an der Südostseite des Marwensi, von dem aus ferner Höhe zeitweilig ein dunkler Felszacken durch die wogenden Wolken herabschaut. Eine größere Anzahl ansehnlicher Parasitenkegel zieht sich von seinen Südostflanken zu uns herunter, und zwischen ihnen hindurch schlängelt sich der Pfad, dem wir bisher gefolgt, zur Nordostseite des Berges hinüber, am oberen Urwaldrand entlang, nach den Dschagga-landschaften Rombo und Useri. Wir aber verließen nun den Pfad und schlugen westliche Richtung ein, uns in der Grasflur immer in derselben Bergeshöhe oberhalb des Urwaldes am Südrand des Marwensi hin bewegend, bis wir mit fallendem Nebel am Fuß des westlichsten der vulkanischen Marwensiparasiten auf den kleinen, kalten Rifinikabach trafen, wo wir uns, wieder am oberen Waldesrand, in 2655 Meter für die Nacht einrichten konnten.

Gespensstig wehte der Abendwind die meterlangen grauen Flechten an den Ästen im Nebel hin und her. Die Leute kauerten aneinandergedrängt um die vor Nässe schlecht brennenden Feuer und froren, und als auch uns beiden Europäern bei 5° C die Finger den Dienst versagten, krochen wir in unsere Pelzsäcke und segneten die Seelen der braven Wiederkäufer, die uns ihr warmes Fell geliefert hatten.

Bei Reif und nur + 2° C war es den Leuten nicht zu verdenken, wenn sie nicht, wie bisher, bald nach Tagesanbruch unter ihren Grasschutzdächern hervor wollten. Als sich aber nach 8 Uhr die Luft klärte, stampften sie wohlgenut den Führern nach in den Urwaldstreifen hinein, der sich hier höher am Berg hinauf erstreckt. Einen Pfad müssen wir erst in dem dichten Unterkraut treten, ein schwieriges Beginnen, ob- schon die Bäume in diesen hochgelegenen Waldesteilen nicht

mehr dicht stehen und uns keine Lianen mehr am Vorbringen hindern. Kolossale Rhododendren, Dracänen und Erikräusen herrschen im Wald vor, nicht mehr von braunen Moosen überzogen, sondern nur mit grauen Bartflechten behangen, und in der Bodenvegetation sind halbmannshohe Doldenblütler und Schilfgräser die Leitformen. Der Boden selbst, der im unteren Urwald rotbraun und lehmig gewesen, ist in diesen oberen Waldpartien ein schwarzer Humus. Das anstehende Lavagestein hat nicht mehr die dichte basaltische Struktur wie unten, sondern ist gröber kristallisiert. Unsere Träger marschieren vorzüglich; da bedarf es keines Antreibens mehr, es ist die Elite unserer Karawane. Nachdem sie beim Gehen wieder warm geworden, scherzen sie über das Elend des verlassenen Nachtlagers, und als dann einer der Führer ein kleines ahnungsloses Nagetier, einen Baumschliefer, der an einem Baumstamm zu schlafen schien, am Kragen erwischte und ihn trotz allen Sträubens zum Transport in eine Astgabel band, so daß er jammervoll quiekte, war die alte Fröhlichkeit wieder in vollem Schwang.

Bei 3000 Meter trafen wir in der offenen Grasflur auf den neutralen Pfad des oberen Kilimandjaro, der oberhalb des Urwaldes und fern von den Grenzen der ewig untereinander verfeindeten Miniaturstaaten des Gebirgshanges das Hochgebirge umkreist.

Wir folgten ihm einige Stunden lang. Diese Region ist recht eigentlich das Reich der Erikräusen. Von baumhohem Wuchs, zerzaust und geknickt durch den Bergwind und mit wehenden Flechtenmänteln behangen, trogen sie als äußerste Grenzmauer des Urwaldes dem Wetter des Hochgebirges. In niederer Strauchform aber sind sie über die ganze Grasflur hin zerstreut und dringen weit über die Baumgrenze vor hinauf zum Rand des Sattelsplateaus bei 4000 Meter.

Gemeinsam mit ihnen bewohnen mehrere Proteazeen, Adlerfarne, Rauten, Immortellen, niedere Heidelbeerbüsche die Grasflur. Viele von ihnen standen in voller Blüte und waren besfliegen von wilden Bienen, für deren Honig von den Waschagga hier und da an den Bäumen die in Ostafrika allgemein üblichen Kanonenrohrartigen, hölzernen Sammelröhren aufgehängt waren. Gegen Mittag ließ uns die Sonne fühlen, daß sie es hier oben ebenso gut meinen kann wie unten in Dschagga, wenn sie will. Aber die von den Höhen herabwehenden Winde kühlen uns Brust und Stirn und wecken mit ihrem Hauch fast heimatliche freundliche Empfindungen und heitere Gedanken inmitten dieser den gemäßigten Zonen so ähnlichen Vegetationsformen.

Am Muëbach zweigten wir vom Pfad bergwärts ab, folgten dem Wasserlauf und schlugen schließlich an seinem Rand in einem kleinen windgeschützten Kessel 2890 Meter hoch unser großes Zelt auf. Die Eisfelder des Ribo funkelten lockend über die Grasfluren herunter. Hier sollte das „Mittellager“ zwischen Marangu und dem Sattelplateau mit dem großen Zelt für zwei Wochen eingerichtet werden.

Die Leute gingen sofort an die Arbeit. Aus Gras und Reisig wurden zwei geräumige regendichte Hütten erbaut, Laub zur Polsterung gesammelt, Brennholz geschlagen und aufgestapelt, Feuerlöcher gegraben und dergleichen mehr. Noch ehe die Sonne sank, war das Lager fertig. Für den folgenden Tag des Aufstiegs zum Sattelplateau packte ich die aller-nötigsten Ausrüstungsstücke für uns beide Europäer in eine Blechkiste, eine zweite Last bildeten die Schlaffsäcke mit Decken, eine dritte das kleine Kampierzelt, eine vierte das Kochzeug mit Proviant, eine fünfte der photographische Apparat und die sechste der Theodolit, der wie immer meinem Boy M u i n i A m a n i anvertraut wurde.

So waren wir eine Bergkarawane von acht Mann, als wir am andern Tag beim wärmenden Schein der Morgensonne das Mittellager verließen. Die übrigen Leute gaben uns noch eine Strecke das Geleit, bis ich sie mit Scherzworten in ihr einsames Kamp zurückschickte. Jeden meiner schwarzen Begleiter hatte ich mit wollenem Unterzeug und, soweit es



Immortellenpolster zwischen Lavablöcken am Nord-Kibo.

anging, mit Schuhwerk ausgestattet. Mancher von ihnen hatte sich von den Somalis eine Jacke oder ein Beinkleid geborgt, und alle hatten sich in Erwartung baldiger Kälte bis zum Erstickten in wärmende Hüllen eingepackt, die sie aber schon nach einviertelstündigem Steigen eine nach der andern wieder abstreiften.

Stundenweit konnten wir nun von unserm Anstiegrücken aus nach rechts und links die ausgedehnte Grasflur überschauen, die von der langen, dunklen Urwaldlinie aus breit und dachförmig sich zum Borderrand des zwischen Kibo und Mawensi gelegenen Sattelplateaus hinanhebt. Vom Kibo blickte nur die weiße Eishaube, vom Mawensi nur die obere Zackenkrone hinter dem Plateaurand hervor, und dies nur auf kurze Zeit; es genügte, um uns zu orientieren und zu leiten.

In dem taufeuchten Gras scheuchten wir wiederholt eine kleine graue, mir unbekannte Antilope auf. Zierliche Sonnenvögelchen schwirrten von Strauch zu Strauch und pickten an den großen, blaßgelben Sternblumen der niedrigen Proteazeen. Zwei Stunden stiegen wir bergan über die mäßig geneigten Lavadecken, die anfänglich von einer dichten Grasdecke, weiter oben von einem Staudenteppich blühender Eriken und Immortellen überzogen sind. Sobald wir bei 3800 Meter Höhe aus dem Gras und den Stauden heraus waren, ging es schneller vorwärts; das blockige Geröll hinderte uns weniger. Zur Linken, im Westen, begleitete uns eine der in dieser Region häufigen Bachschluchten, die 50 bis 60 Meter tief und 25 bis 30 Meter breit in das weichere Material der weiten Lavafelder eingeschnitten sind und so scharfe Ränder und steile Wände haben wie die Spalten eines Gletschers. In der Regenzeit ein lustig plätscherndes Gewässer, enthält der „Schneequellbach“ jetzt in der trockenen Zeit nur Sickerwasser in kleinen Lachen und Becken; staunend sieht man, wie geringe Kraft erforderlich ist, um das vulkanische Gestein im Lauf der Jahrtausende zu solcher Tiefe zu zernagen. Die furchtbaren Zerstörungen, welche Wetter, Wind und Sonne am Bergmassiv des Mawensi angerichtet haben, werden uns danach erst recht verständlich.

In der Tiefe der Schlucht stehen an den Wasserlachen einzelne verwetternete *Senecio Johnstonii*, fremdartig wie

Pflanzenformen vergangener Erdperioden. Aus einiger Entfernung glaubt man in den mannhohen, von einem grauen Mantel abgestorbener Blätter umhüllten Stämmen lauter menschliche Gestalten zu sehen, und wenn wehender Nebel ihre Umrisse halb verschleiert, dann versteht man, warum ihre nächsten Artverwandten in den tropischen Anden, wo ihre Vegetationszone auch zwischen 2800 und 4400 Meter liegt, „Frailejones“, Mönchskutten, genannt werden. Dort wie hier wachsen sie nur in sumpfigem Boden der Hochregion. Endlich näherten wir uns im immer massiger werdenden Schutt dem Plateaurand, der bisher als Sattelhöhe erschienen war, und hatten nun den leicht abfallenden Südteil des Plateaus vor uns, das sich noch weit bis zur breiten Sattelhöhe hin erstreckt.

Wir wanderten fort, in der Richtung auf den wieder emporsteigenden Kibo zu, bis uns am Rand eines andern Baches die allgemeine Ermattung zum Lager schlagen (3935 Meter) zwang. Auch hier stehen im Grunde der Schlucht einige Wasserlachen, genügend, um uns im Notfall wochenlang zu tränken, und hierher kehrte später Muini Umani jedesmal zurück, wenn er für unser oberes Lager Wasser holte. Die Erschöpfung meiner Leute war so groß, daß sie sich platt auf die Steinblöcke warfen und trotz Nebel, Wind und Kälte schliefen bis gegen Abend, wo sie dann ihre Bohnenmahlzeit kochten und zur Nachtruhe unter die Felsen und in Lavahöhlungen krochen.

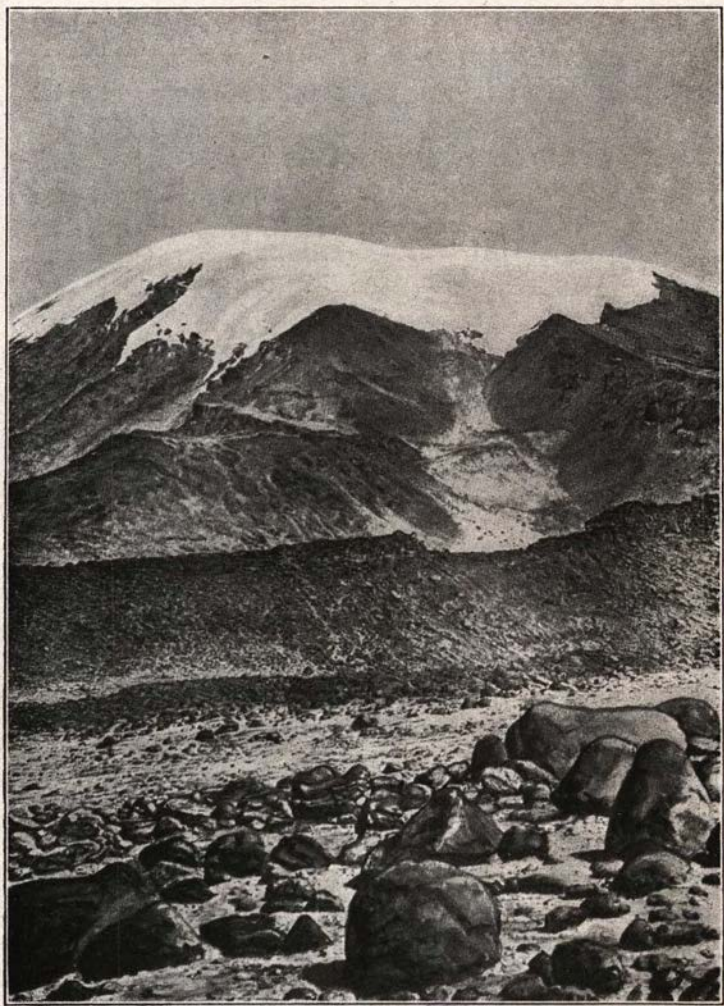
Kibo und Marvensi blieben den ganzen Nachmittag unsichtbar. Nebel ringsum. Es ist eine melancholisch-ernste Landschaft, in die wir eingedrungen sind. So weit der Blick reicht, weite Flächen mit großen schwarzgrauen Lavablöcken auf sandigem und kiesigem Grund. Kein höheres Gras, kein Strauch unterbricht mehr die steinige Ode, keines Tieres Laut trifft mehr das Ohr. Nur der von unten leicht herauf-

wehende Wind flüstert in den Felsen und kleinen Stauden und zieht hellgraue Nebelschleier über die dunkelgrauen Flächen. Hier oben gestattet der klimatisch bedingte Mangel geschlossener Vegetation den großen Temperaturdifferenzen zwischen Tag und Nacht ein Zersprengen der Lavadecken und -wälle in Blöcke von durchschnittlich einem halben Kubikmeter Größe. Wo an den Lavarücken die Zersprengung noch nicht vollendet oder wo die Flächenneigung zu gering ist, um die abgesprengten Blöcke durch ihre eigene Schwere fallen zu lassen, bleibt die zerrissene Gesteinsdecke lose auf dem Kern liegen und gibt dadurch diesen Felskuppen ein Aussehen von riesigen Schildkrötenschalen. Zwischen den großen Trümmern verwittern die kleinen zu Sand und Staub, der haltlos von Wind und Wetter umhergeführt wird und nur an günstigen Stellen einzelnen kleinen Stauden und niedrigen Blumenbüscheln ein kümmerliches Dasein ermöglicht.

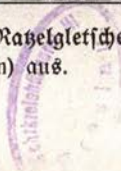
Vor dem frostigkalten, vom Kibo herabblasenden Abendwind flüchteten wir uns nach Sonnenuntergang in unser Zeltchen und in die Pelzsäcke und fühlten durchaus kein Verlangen, während der nächsten zwölf Stunden herauszukriechen. Als aber die Frühsonne die Eiskrone des Kibo vergoldete und lange Schatten auf die Westseite des Mawensi warf, waren wir schon in der Mitte zwischen Kibo und Mawensi und eilten dem Ostfuß des Kibo zu. In seiner ganzen Größe war jetzt der Kibokegel zu überschauen. Seine Basis auf dem Plateau war durch keine Terrainstufe mehr verdeckt; in gleichmäßiger Erstreckung hebt sich langsam die schiefe Ebene von uns aus zu seinem Fuß hinan. Rechts von ihm wird auf dem Sattel die dortige Hügelreihe sichtbar, und auch die breite, schneelose Zackenmauer des Mawensi, der wegen seiner schroffen Formen fast höher erscheint als der domförmige, minder schroffe Kibo, verbirgt dem Blick nichts mehr.



Senecio Johnstonii, am West-Mawensi 3500 m).



Die Ostseite des Kibo mit dem Rabelgletscher, vom Sattelplateau
(4400 m) aus.



Die trockene, dünne Luft war so klar und durchsichtig, daß die ferneren Höhen in täuschende Nähe gerückt schienen. Die Leute liefen brav, aber die Lavafelder schienen endlos zu sein. Bald kam mehr Farbe in die formengewaltige Landschaft. Das Aschenfeld, das wir nun betraten, ist ziegelrot mit mattgelben Bändern; ziegelrot sind auch die Hügel im Sattel, von denen das Aschenfeld ausgeht, graubraun sind die Trümmerfelder am Fuß des Kibo, dunkelblaugrau die Wände und Hänge des Kibo selbst, blendend weiß und lichtblau umrändert ist seine Eishaub und tiefdunkelblau das alles überspannende Firmament; aber keine Farbe außer dem Schnee ist grell, ihre Abtönungen im einzelnen und im ganzen sind edel und harmonieren mit der Schönheit und Größe der Bergformen.

Jenseits des Aschenfeldes, das, fest wie eine Lenne, schnell überschritten wurde, fiel mir sofort eine Stelle in die Augen, die für einen Lagerplatz wie geschaffen schien. Unterhalb von vier weithin sichtbaren hohen Felsblöcken, denen wir später den Namen „Viermännerstein“ beilegte, ist ein Wall von kleineren Blöcken aufgetürmt, der sicheren Schutz gegen die vom Kibo herabkommenden Schneewinde gewährt. In einer Einbuchtung dieses Walles war schnell ein Fleckchen gefunden, wo in 4330 Meter Höhe unser kleines Zelt auf dem porösen Aschenboden liegen konnte wie in Abrahams Schoß. Daneben bot sich eine windstille Feuerstätte, im Geklüft der Felsmauer eine kleine Schlafhöhle für Muini Amani, die mit Büscheln von Gnaphalium und Raute und mit Wolldecken in ein weiches Nest umgewandelt wurde; und geeignete Löcher und Kammern für unsere Vorräte und Geräte waren in großer Auswahl da. Die holzigen Stauden zweier schuppenblättriger Euryopsarten, die an dieser geschützten Stelle noch ein leidliches Fortkommen finden, lieferten uns

Brennmaterial in beliebiger Fülle. Auf der Spitze des „Viermännersteins“ steckte ich das kleine schwarz=weiß=rote Zeltfähnchen in einer Steinyramide fest, wo es später den uns suchenden Proviantträgern als Wegweiser diente. Die fünf Träger aber, die uns bis hierher begleitet hatten, schickte ich nach kurzer Rast auf dem von uns im Aschenboden getretenen Pfädchen zurück, damit sie noch, solange die Sonne wärmte, zum „Mittellager“ am Muëbach absteigen konnten. Langsam sahen wir sie hinter den Lavarücken verschwinden.

3. Der Kibo.

a) Die erste Besteigung.

Nun waren wir allein im Kibolager, wir beiden Europäer und der Neger Muini Umani. Während sich der letztere sogleich zum Feuermachen und Suppekochen anschickte und Purtscheller das alpine Rüstzeug revidierte, wanderte ich über die asphaltartige, vulkanische Aschenebene nordwärts zu den drei am Ostfuß des Kibo gelegenen Eruptionshügeln, den „Drillingen“, hinüber, um zu messen. Hier wie überall, wo auf dem Plateau an geschützten Stellen noch Kräuter wachsen, waren merkwürdigerweise die Spuren eines großen Spalthufers zu erkennen. Und wirklich bemerkte ich nördlich vom „Roten Mittelhügel“ drei getrennte, je sechs bis acht Stück zählende Rudel von Elenantilopen, die langsam umherspazierten und die vereinzeltten Gras- und Krautbüschel ästen. Daß sie hierher nur vorübergehend als Gäste während der wärmeren Tagesstunden von unten heraufkommen, ist wohl sicher anzunehmen. Dauernd aber hält sich ein kleiner Steinschmäger in diesen unwirklichen Höhen auf, von dem uns später am Zelt ein Pärchen durch seine unglaubliche Zutraulichkeit ergötzte, indem die Tierchen die ihnen

vorgelegten Brotbröckchen unmittelbar vor unsern Füßen weg-
pickten. Das gefährliche Raubtier „Mensch“ war ihnen gänz-
lich unbekannt.

Der spätere Nachmittag wurde durch die Auskunds-
chaftung eines Anstieges zum Kibo in Anspruch ge-
nommen. Der Kibokegel lag etwa $2\frac{1}{2}$ Kilometer von unserm
Lager entfernt 1680 Meter hoch über unserm 4330 Meter
hohen Zeltplatz aufgetürmt. Auf seiner rechten Hälfte liegt nur
ein schmaler blaugeränderter Eiskranz oben auf seinem horizon-
talen Oberrand. Die steilen Felswände und Lavarücken sind
dort ganz schnee- und eisfrei, auf der linken Hälfte aber reicht
der Eismantel in einzelnen Zungen fast bis zur Regelfasis
herab, unten überall zerrissen und steil abstürzend; und in der
Mitte, uns zugekehrt, streckt sich eine breite Eiszunge zwischen
zwei hohen, weit auslaufenden Felsmauern in das von diesen
eingefasste Thal hinein, deren Zerrissenheit ebenfalls wenig ein-
ladend aussieht. Wo aber der linke Felsrücken in zwei Drittel
der Bergeshöhe an das Eis ansetzt, schien die Neigung des
Eismantels weniger schroff, das Eis weniger zerrissen zu sein
als anderwärts, und von dort war allem Anschein nach die
höchste Firnkuppe auf dem obersten Südrand des Berges auf
dem kürzesten Wege zu erreichen.

Unsere Absicht ging infolgedessen dahin, auf der genannten,
nach Südosten auslaufenden Bergrippe zur Firnlinie auf-
zusteigen und von ihrer Grenze aus das Klettern auf dem
Eismantel zu beginnen. Der Weg war weit, die Arbeit voraus-
sichtlich sehr schwer. Die Ungewißheit, was der nächste
Tag bringen werde, ließ uns beide in der Nacht nur wenig
zu dem doch so nötigen Schlaf kommen.

Um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr früh krochen wir aus dem Zelt. Es war
der 3. Oktober. Die Nacht war kalt und stockfinster, von dem
erhofften Mondlicht keine Spur. Rasch waren die Rucksäcke

übergeworfen, die Eispickel erfaßt und die Laterne angezündet. „Kuaheri“ („Lebewohl“), rief ich unserm in seinem Felspalt schlafenden Muini zu; „Kuaheri, bwana, na rudi salama“ („Lebewohl, Herr, und kehre heil zurück“), klang es aus dem Loch zurück. „Inschallah“ („So Gott will“), bestätigte ich meinerseits, und fort ging es in die kalte Nacht hinein.

Solange wir uns auf flachem Terrain bewegten, hatten wir nur die herumliegenden Trümmer zu meiden. Bald aber kamen wir an einen tief eingeschnittenen Kessel am Fuß des Berges, an dessen schroffer Innenwand wir mit größter Vorsicht entlang klimmen mußten. Es war eine verzweifelte Kletterei in dunkler Nacht. Mehrmals kamen wir zu Fall und rissen uns die Glieder wund, aber das Marienglaslaternchen nahm keinen Schaden, wenn es auch jedesmal verlöschte und durch das Wiederanstecken im Nachtwind unsere Geduld auf eine harte Probe stellte. Purtscheller, der die Führung hatte, hielt sich meines Erachtens zu weit rechts, nach Norden, ich drang auf mehr westliche Richtung weiter bergauf zur Mitte des Kibo. Als aber der Morgen dämmerte, öffnete sich plötzlich in schwindelnder Tiefe zu unsern Füßen das Tal, dessen südlicher Begrenzungswall unser Ziel gewesen war, da er am nächsten zum Eis hinaufführte.

Nach kurzer Rast traversierten wir die steilen Schutthalden des Tales, das allerwärts deutliche Spuren glazialer Ausräumung trug, ließen dabei die letzten Spuren von Blütenvegetation in etwa 4700 Meter Höhe hinter uns und trafen an der erstrebten, südlichen Talwand gegen 7 Uhr auf die ersten Schneeflecken unter dem Schutz der Felsen in 5000 Meter Höhe. Von oben hängt in 5360 Meter Höhe drohend eine breite Eiszunge ins Tal hinab. Dort fließt das Schmelzwasser in zwei kleinen Bächen ab, die schnell im

Geröll verrinnen. Der Blick über die von mächtigen Blöcken übersäten Schuttkegel vor uns zur Eiswand hinauf und hinab ins steile, weit unten nach Süden abbiegende Hängetal, während von Zeit zu Zeit das Rauschen des Windes und das Prasseln von rutschendem Schutt die nimmer ruhende Tätigkeit der Naturkräfte verrät, ist von ganz eigenartigem Reiz.

Nun begannen wir keuchend über festen Fels und losen Schutt hinweg den steilen Lavakamm zum Eis hinan zu folgen. Alle 10 Minuten mußten wir ein paar Augenblicke stehenbleiben, um den Lungen und dem Herzschlag eine kurze Beruhigung zu gönnen, denn wir befanden uns längst über Montblanc-Höhe, und die zunehmende Luftdünnung machte sich stark fühlbar. 8 Uhr 15 Minuten hatten wir über Schotter hinweg eine Höhe von 5200 Meter erreicht und ruhten sitzend eine halbe Stunde lang.

Ein Schluck von dem mit Zitronensäure versetzten Schneewasser neigte den in der überaus trockenen Luft schmerzhaft gewordenen Gaumen. Als wir den Blick zurückwandten, schien es uns, als sei die Höhe des im vollen Sonnenlicht rotbraun herüberleuchtenden Mawensi (5355 Meter) bereits überstiegen. Wie Maulwurfshäufen lagen die zentralen Hügel des Sattelplateaus unter uns in der Tiefe, zu welcher von Süden her langsam Nebel heraufwallten. Über der Zone des Urwaldes drängte sich eine dichte, silbergraue Wolkenmasse, während weit draußen, über der Ebene, einzelne Kumuluswolken in der dunstigen Atmosphäre schwammen, vom Widerschein des ziegelroten Steppenbodens an der Unterseite rötlich gefärbt. Das Unterland selbst aber war im Schleier der aufsteigenden Wasserdämpfe nur in undeutlichen Konturen erkennbar. Dagegen blinkte und blitzte über uns der Eishelm des Kibo gleichsam in Kampfeslust um die Verteidigung der Bergfestung.

Weiter kletternd trafen wir kurz vor 9 Uhr an einen

Absturz zur Linken, der uns einen großartigen Niederblick in das benachbarte, 800 bis 900 Meter tiefe Felstal eröffnete, bis wir endlich um 9 Uhr 50 Minuten an der unteren Grenze des geschlossenen Kibo=Eises, dem ersten afrikanischen Gletscher, in 5480 Meter Höhe anlangten. Der Fels setzt an dieser Stelle nicht in die sonst allerwärts an der Eisgrenze sichtbaren hellblauen Schmelz- und Abbruchwände von 20 bis 30 Meter Höhe ab, sondern geht in etwa 20 Meter Breite ganz allmählich in die Eiskuppe über. Diese aber steigt schnell unter 35 Grad Neigung empor, so daß ihr ohne Eispickel absolut nicht beizukommen ist. Daß die Besteigung des Kibo von hier aus unternommen werden könne, war nun keine Frage mehr; daß aber weiter oben kein unüberwindliches Hindernis auftreten würde und daß unsere Kräfte ausdauern würden, war keineswegs fraglos. Es ist ein großer Unterschied, ob man zu einer solchen hochalpinen Erstlingstour von einer Alpenschutzhütte auszieht oder aber von einem kleinen Zelt, nachdem man vorher einen zweiwöchigen Gewaltmarsch durch ostafrikanische Steppen- und Waldwildnisse gemacht hat; ob man mit Brot, Schinken, Eiern und Wein verproviantiert ist, oder ob man nur minderwertiges Dörrfleisch, kalten Reis und Zitronensäure mit sich führt. Von letzterer Proviantart versuchten wir mehrmals etwas zu uns zu nehmen, aber die durch die große Höhe und Anstrengung verursachte Appetitlosigkeit gebot rasch Einhalt.

So suchten wir bald die Schneebrillen hervor, rieben Gesicht und Hals mit Gletschersalbe ein und banden uns das Seil um den Leib. Purtscheller schnürte sich außerdem noch seine Steigeisen an die Füße, während ich mich auf meine gut vernagelten und verklammerten Stiefel verlassen mußte. Um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr begann mit einem ermunternden „Los!“ die schwierige Arbeit des Stufenhauens. In dem glasharten,

im Bruch wasserhell glänzenden Eis erforderte jede Stufe 8 bis 10 Pickelhiebe. Langsam ging es an der glatten Wand empor, anfänglich wegen ihrer Steilheit schräg nach rechts hinauf, dann gerade auf den Gipfel zu. Hier aber senkt sich das Eis in eine breite Mulde ein, die weiter bergab in jenes Steiltal ausläuft, das wir am Morgen traversiert hatten, und legte sich eine so bedrohliche Reihe von Schründen und Klüften vor unsern Weg, daß wir befürchteten, von unserm Ziel abgeschnitten zu werden. Purtscheller untersuchte die alten Schneebrücken und Eisstege mit dem Pickel; sie hielten, und nach vorsichtigem Darübergleiten standen wir 12 Uhr 20 Minuten unter der letzten, steileren Erhebung des Eishanges in 5700 Meter Höhe. Hier benannte ich in dankbarer Erinnerung an meinen verehrten Freund, den verdienten Geographen und Alpenforscher Friedrich Kassel, den überschrittenen ersten Gletscher des Kilimandjaro „Kasselgletscher“.

Die Wölbung der Eiskuppe, die vom Plateau aus als die höchste erscheint, hatten wir nun unter uns; vom Tiefland mit seinem Wolkenmeer war nichts mehr zu sehen. Ich spreche immer nur von „Eis“, weil der Kibo in diesen Tagen gar keinen Schnee hatte. Was von unten als eine weißglänzende Schneedecke erschienen war, ist die von Wind und Sonne angefressene Oberfläche des Eismantels, der, durchschnittlich 60 bis 70 Meter dick, als eine kompakte Masse den Felshängen des alten Vulkans aufliegt und überall echten Gletschercharakter annimmt, wo er in Bodensenkungen sich zungenförmig talwärts erstreckt. Obwohl die Temperatur nur wenig über 0° schwankte, wirkte doch der Sonnenreflex, der in dem geringen Wasserdampf der dünnen Höhenluft nur wenig abgeschwächt wird, vom Eis durch Schneebrille und Gletschersalbe so intensiv hindurch, daß sich uns später die

Haut von Hals und Gesicht ablöste und meine Augen tage-
lang der dunkelblauen Schutzbrille bedurften.

Das Erscheinen einiger kleiner Nebelwölkchen in unserer
Höhe scheuchte uns aus einer längeren Rast auf. Beim Weiter-
steigen empfanden wir aber die Atemnot so stark, daß wir alle
20 Schritt ein paar Sekunden stehenbleiben mußten, um weit
vornübergebeugt nach Luft zu röcheln. Der Sauerstoffgehalt
der Luft beträgt ja hier in 5800 Meter Höhe nur 48%,
der Feuchtigkeitsgehalt sogar nur 15% von jenem im Meeres-
niveau. Kein Wunder, daß unsere Lungen so arbeiteten und
unsere Beine so schwer wurden, denn Sauerstoff- und Feuchtig-
keitsmangel, übergroße körperliche Anstrengung und die hoch-
gradige psychische Spannung vereinigten sich, um den Organis-
mus zu erschöpfen.

Die Eisoberfläche wird nun zusehends zerfressener. Mehr
und mehr nimmt sie jene Beschaffenheit an, wie sie aus den
südamerikanischen Anden als „nieve de los penitentes“, als
„Büßerschnee“, beschrieben wird. In Killen und Furchen,
in Schneiden und Spitzen bis zu 2 Meter Tiefe zerschmolzen,
bietet das Eisfeld dem steigenden Fuß Hindernisse dar wie ein
Karrenfeld. Da wir oft bis an die Brust einbrachen, nahmen
unsere Kräfte in besorgniserregender Schnelligkeit ab. Und
immer noch wollte der oberste Eisgrat nicht näher kommen.
„Vorwärts!“ rief ich zur Selbstaneiferung aus, „der Berg
muß doch einmal ein Ende haben!“

Endlich, gegen 2 Uhr, näherten wir uns dem höchsten
Rand. Noch ein halbes Hundert mühevoller Kletterschritte in
äußerst gespannter Erwartung, da tat sich vor uns die Erde
auf, das Geheimnis des Kibo lag entschleiert vor uns: Den
ganzen oberen Kibo einnehmend, öffnete sich in jähen Ab-
stürzen ein riesiger Krater.

Diese längst erhoffte und mit allen Kräften erstrebte

Entdeckung war mit so elementarer Plötzlichkeit eingetreten, daß sie tief erschütternd auf mich wirkte. Ich bedurfte der Sammlung. Wir setzten uns am Rand des Ringwalles auf das Eis nieder und ließen den Blick über den Kraterkessel, seine Eismassen, seinen zentralen Auswurfskegel, seine Umwallung schweifen. Da war es aber auch sofort klar, daß unser Punkt (5870 Meter) nicht der höchste war, sondern daß die oberste Erhebung des Kibo links von uns, auf der Südseite des Kraterrandes lag, wo drei Felsspitzen aus dem nach Süden abfallenden Eismantel hervorragen. Die Marschentfernung bis dorthin schätzten wir auf 1½ Stunden. Dazu reichten aber unsere Kräfte an diesem Tag nicht mehr hin; wir hätten denn riskieren wollen, am Endziel ohne jeglichen Schutz gegen die Nachtkälte zu bivakieren, was uns sehr wahrscheinlich verhängnisvoll geworden wäre. Wir hatten eine elfstündige, außerordentlich anstrengende Steigarbeit auf unbekanntem Terrain zwischen rund 4400 und 5900 Meter hinter uns und mußten für den Abstieg noch mit dem Nebel rechnen, der nun über die Eiswände heraufzuwallen begann.

In der Frage „umkehren oder bivakieren“ war schließlich der Entschluß entscheidend, die Besteigung in drei Tagen zu wiederholen und dann die höchste Spitze zu forcieren. Vorläufig durften wir uns mit den Erfolgen der ersten Besteigung zufrieden geben: die von vielen Seiten angezweifelte Existenz eines Kraters auf dem Ribogipfel war festgestellt; über seine räumlichen Verhältnisse, seine Eis- und Felsbildungen, seinen Auswurfskegel hatten wir Aufschluß gewonnen; das Wesen des Kibo-Eismantels war erkannt, der Weg zum Oberrand des Berges war gefunden, die Höhe von 5870 Meter erklimmen.

Mit dieser Erwägung traten wir 2 Uhr 20 Minuten den Rückweg an. Im Nebelwehen auf dem steilen Eis abwärts, ich ohne Steigeisen und wir beide erschöpft, kamen wir nur

sehr langsam vorwärts. In den untern Partien hatte inzwischen die Sonne so stark geschmolzen, daß wir unsere Stufen größtenteils erneuern mußten, eine böse Aufgabe für unsere matten Glieder an einer Stelle, wo ein Fehltritt des einen unfehlbar auch den andern mit in die Tiefe gerissen haben würde. Doch der Wille siegte auch diesmal über den Körper. Erleichternd aufatmend fühlten wir gegen 4 Uhr wieder den festen Fels unter den Füßen und gönnten uns eine halbe Stunde Ruhe, indem wir stumm dem wechselvollen Spiel der Wolken, der einzigen beweglichen Elemente in dieser gewaltigen starren Natur, zuschauten.

Dann rutschten und glitten wir direkt hinab zu den abschüssigen Schotterhalden des Erosionstales, und auf ihnen weiter in schnellem Tempo abwärts in den Talgrund. Viel Mühe verursachte uns das Übersteigen der beiden uns noch von unserm Lagerplatz trennenden schroffen Lavamauern, aber auch sie wurden überwunden. Mit der den Schritt beflügelnden Vorstellung eines warmen Nachtmahles und eines weichen Ruhelagers stolperten wir schließlich in der mit tropischer Geschwindigkeit einbrechenden Dämmerung zwischen den Blöcken und Trümmern rastlos weiter, bis wir kurz vor 7 Uhr, zuletzt im Dunkel, geleitet vom weithin leuchtenden Lagerfeuer unseres braven Muini, am gastlichen Zeltchen wieder eintrafen. Muini hatte Reis am Feuer, der uns mit gebratenem Dörrfleisch und einem tüchtigen Schluck Rognak kräftig schmeckte, aber die Anstrengungen des Tages waren doch zu enorm gewesen, als daß wir darauf in der Nacht hätten Ruhe finden können. Zum Brennen der Haut und der Augen gesellte sich stechender Kopfschmerz, die Nerven waren fieberhaft erregt, Herz und Pulse klopften hörbar, jeder Muskel schmerzte. Erst gegen Morgen trat Abspannung ein und damit ein gesegneter Schlaf, der bis gegen Mittag anhielt.

b) Die Gipfelbesteigung.

Am Abend, lange nachdem die Sonne purpurn hinter dem links unter dem Kibo aufragenden Kegel des Meru hinabgesunken war, saßen wir bis spät im kalten Nebel am Feuer neben unserm Zelt und schmiedeten Pläne für den kommenden Morgen. Die bei der ersten Besteigung nur zu sehr empfundene große Entfernung bis zum Eis, in deren Schätzung uns die reine Höhenluft und die einfachen vulkanischen Linien so arg getäuscht hatten, ließ die Beziehung eines Bivaks in größerer Bergeshöhe nötig erscheinen, wenn wir bei einer zweiten Besteigung den Gipfel noch zu guter Stunde erreichen wollten. Ein solches Bivak sollte am folgenden Tag gesucht werden.

Die Nacht hatte es bei klarem Mondlicht bis zu -9° C Minimumtemperatur gebracht, so daß wir selbst in unsern Pelzsäcken nicht recht warm wurden, aber der Morgen war prächtig klar, und die Sonne wurde bald behaglich warm. Mit großer Gemächlichkeit brachen wir gegen Mittag des 5. Oktober auf. Muini schleppte unsere Schlafsäcke und Decken, wir selbst hatten uns mit Proviant, dem alpinen Gerät, den nötigen Instrumenten, Wasser, Brennholz usw. beladen. Muini sah höchst verwegen aus. Er hatte über seine dünnen Beine zwei Paar wollene Unterhosen gezogen, aus deren mannigfachen Öffnungen die Zipfel eines wollenen Hemdes hervorquollen. Über dem Hemd trug er eine fürchterlich zerrissene rote Uniformjacke irgendeines schottischen Infanterieregiments, an den Füßen viellöcherige wollene Strümpfe und ein Paar alte gelbe Halbschuhe, und den Kopf und Hals hatte er bis auf die Nase und die Augen in einen riesigen Sansibarturban eingewickelt, der im aufgerollten Zustand auf den heißen Steppen des Unterlandes fast seine einzige Bekleidung auszumachen pflegte.

Wir folgten unsern Rückwegspuren vom 3. Oktober über die beiden damals überstiegenen Lavarwälle und wanderten nach mehreren Rasten und Untersuchungen von 4 Uhr ab im Grund des Naxelgletschertales aufwärts, wo wir gegen 6 Uhr, in dem inzwischen gefallenem Nebel umhertappend, auf der südlichen Talseite eine hohe, weit offene Lavahöhle fanden. Brennmaterial gab es hier in 4650 Meter Höhe, also in der Höhe der Monte-Rosa-Spitze, gar nicht mehr, aber Büschel von niedrigen Immortellen standen am Fuß der Felsen noch hinreichend, um mit Hilfe von drei Wolldecken auch für Muini ein leidlich warmes Lager in der Höhle herzustellen. So verbrachten wir die Nacht trotz -12° C verhältnismäßig gut, da wir in der Höhle vor dem von der Gletscherzunge herabfallenden Bergwind geschützt waren, und konnten um 3 Uhr in der Frühe des 6. Oktober frisch ans schwere Werk der Gipfelersteigung gehen. Diesmal war uns Ndjaro, der eisgebietende Berggeist des Kibo, gnädig; wir erreichten unser Ziel.

Während der ersten Stunde leuchtete uns der Mond auf den schwer ersteiglichen Schutt- und Trümmerhalden. Als er untergegangen war, tasteten wir uns bei Laternenschein im felsigen Terrain talauf zwischen den gangbaren Lücken und Klüften hindurch und weiter auf der großen Lavarippe, die uns drei Tage vorher zum Eis geführt, hinan. Je höher wir emporstiegen, je dünner die Luft wurde, desto glanzvoller erstrahlten die ewigen Lichter des Firmaments. Nirgends habe ich vorher oder nachher die Planeten in so ruhiger Pracht leuchten sehen wie hier; aber auch das Licht der großen Sonnen Sirius und Regulus erschien hier voller und gleichmäßiger als sonst. Und der sanfte Schein der Milchstraße, der Magalhãesschen Wolken und vor Anbruch der Dämmerung des bis in den Zenit züngelnden Zodiakallichtes hat nicht seinesgleichen in tieferen Regionen.

Gegen Sonnenaufgang standen wir bereits in der Höhe der Zunge des Kachelgletschers (5360 Meter) und erwarteten in seiner eisigen Nähe mit frostzitternden Gliedern, fest aneinandergeschmiegt, den erwärmenden Aufgang des Tagesgestirns. Hinter des Mawensi finsterner Zackenwand hob sich kurz nach 6 Uhr der strahlende Sonnenball empor. Bald nachher waren wir am Fußpunkt unserer Eismauer vom 3. Oktober. Die damals gehauenen Stufen bedurften zu unserer freudigen Überraschung nur geringer Nachbesserung, um wieder brauchbar zu werden, so daß wir, nunmehr mit den örtlichen Verhältnissen bekannt, bei aller Vorsicht ziemlich rasch über die gefährlichen unteren Wände und die folgenden Klüfte hinwegkamen. Vor 8 Uhr überkletterten wir schon die große Spalte in 5720 Meter Höhe. Wir waren beide der frohesten Zuversicht: „Heute geht's“, „Wir kommen heute hinauf“, riefen wir uns gegenseitig fröhlich zu. Langsam, aber stetig klangen wir weiter. Obwohl die Luftbeschaffenheit und die Körperanstrengung die nämlichen waren wie bei der ersten Besteigung, fühlten wir doch viel weniger Beschwerden, weil unser moralischer Zustand sehr viel besser war.

Um $\frac{3}{4}$ 9 Uhr betraten wir die Scharte des obersten Kraterandes an der Stelle unserer damaligen Umkehr in 5870 Meter Höhe; unverschleiert lag wieder der Krater zu unsern Füßen. Aber ohne langes Zaudern wanderten wir nun in Südwestrichtung auf dem dorthin leicht ansteigenden eisbedeckten Rand des Ringwalles weiter, den Felsspitzen der südlichen Kraterwand zu, die dort den höchsten Gipfel des Kilimandjaro bilden.

Einundeinhalb Stunden Steigens durch sonnerweichten Firn und zerfressenes Eis führten uns an einer seltsam abgebrochenen, 6 Meter hohen Eismauer vorbei zu dem Fußpunkt

der drei höchsten, aus losen Trümmern bestehenden Fels-
spitzen, die wir nun in beschaulicher Ruhe der Reihe nach
erstiegen, um nach Ablegung unserer Aneroide feststellen zu
können, daß die mittlere mit rund 6000 Meter die andern
um 10 bis 15 Meter überragt. Spätere Berechnungen be-
stätigten diese Maße und ergaben für den höchsten Punkt die
Höhe von 6010 Meter. Um 1/211 Uhr betrat ich als erster
die Mittelspitze. Ich pflanzte auf dem verwetterten Lava-
gipfel mit dreimaligem, von Purtscheller kräftig sekundiertem
„Hurra“ eine kleine, im Rucksack mitgetragene deutsche Flagge
auf (s. buntes Umschlagbild) und rief frohlockend: „Mit dem
Recht des ersten Ersteigers taufe ich diese bisher unbekannte,
namenlose Spitze des Kibo, den höchsten Punkt afrikanischer
und deutscher Erde: „Kaiser=Wilhelm=Spitze.“

Es war über uns eine festliche, weihewolle Stimmung ge-
kommen, deren Grundton der Gedanke war, daß der Augen-
blick nun da sei, den ich in den letzten Jahren täglich herbei-
gesehnt hatte. Der afrikanische Riese war bezwungen, so schwer
er uns auch den Kampf gemacht hatte, und damit eine mehr
als vierzigjährige Belagerung und Bestürmung des Kilima-
ndjaro zum Abschluß gebracht. Ndjaro, der Berggeist, schien
sich in seine Überwindung geduldig zu ergeben, denn kein
Sturm, kein Schnee- oder Hagelwetter erschwerte uns den
Aufenthalt auf der eroberten Spitze. Im vollen Sonnenlicht
blitzten die Eisfelder rings um unsern dunkeln Schlackenkegel,
in den Klüften knisterte es und knatterte es geheimnisvoll,
und im Grunde des vor uns gähnenden Kraterkessels zogen
leichte Dünste vor dem Luftzug nach Südwesten. Nachdem
der Zauber der ersten Minuten geschwunden war, setzten wir
uns unterhalb der Spitze, deren obersten Stein ich in meinem
Rucksack geborgen hatte — er schmückte später als Brief-
beschwerer den Schreibtisch Kaiser Wilhelms —, am Rand des

Kraterkessels nieder, verzehrten unsern wohlverdienten Imbiß und hielten genauere Umschau. Die Sonne brannte, aber ein leichter Nordostwind fächelte Kühlung, und die Temperatur des Schleuderthermometers betrug $+ 2^{\circ}$ C. Von Vegetation finden sich hier oben nur Spuren von Krustenflechten auf den Lavablöcken. Dann machte ich mich ans Peilen und Messen.

Der Kraterkessel war von unserm Standpunkt aus vorzüglich zu übersehen. Bei einem Durchmesser von etwa 2000 Meter senkt er sich bis zur Tiefe von etwa 200 Meter hinab. In der unter uns liegenden Südhälfte fallen die theils rotbraunen, theils aschgrauen Lavawände ohne Eisbedeckung fast senkrecht zu dem ziemlich ebenen, aus Schlamm und Asche gebildeten Kraterboden ab; in seiner Nordhälfte steigt das Eis vom Oberrand in blauen und weißen Galerien stufenförmig hinunter. Aus dem Nordteil des Kraterbodens erhebt sich ein flacher, aus brauner Asche und Lava bestehender Eruptionskegel, etwa 150 Meter hoch, auf den vom Nordrand des großen Ringwalles her die dort besonders mächtigen Eismassen teilweise herübertagen. Im Westen aber ist der Zirkus durch eine riesige Kluft geöffnet, aus welcher die Schmelzwasser abfließen und das dem westlichen Kraterboden aufliegende Eis als Gletscher austritt.

Nirgends freilich war etwas im Kraterkessel zu sehen, was noch auf eine Spur von Dampftwicklung hindeutet. Nirgends ist etwas von heißen Quellen, Fumarolen, Solfataren oder Mofetten zu bemerken. Und ebenso beweist die Lagerung des Eises am Eruptionskegel selbst, daß auch dieser keine höhere Bodenwärme mehr hat. Der Vulkan ist als gänzlich erloschen zu betrachten. Eine feine weiße, scheinbare Dampfwolke sieht man mit dem Fernglas vom Sattelplateau aus bisweilen nach Schneefällen über den vereisten Kraterrand

wegwehen: es ist aber kein Dampf, sondern stiebender Hochschnee, der von heftigem Wind emporgewirbelt und ein Stück fortgetragen wird. Welch eine gewaltige Vereinigung von Gegensätzen! Die riesigen Eismassen in ihrem vormals glutflüssigen Bett, und über alledem die hehre Stille der anorganischen Natur; in seiner weltverlorenen Einsamkeit und schlichten Majestät ein Naturbild von ergreifender Größe! Doppelt glücklich der Reisende, dem es vergönnt ist, derartiges zum ersten Male zu erschauen, da es vor ihm noch keines Menschen Auge gesehen! Der Eindruck bleibt unauslöschlich.

Inzwischen war beim Messen und Skizzieren der Vormittag weit vorgerückt, und einige kleine flatternde Nebel mahnten uns, daß es Zeit zum Rückzug sei. Vor 11 Uhr wandten wir dem Gipfel den Rücken. Von der Scharte des östlichen Kraterrandes — die später vom Kartographen Hassenstein nach mir benannt wurde — öffnete sich uns noch einmal der Ausblick über die Wolkenbänke hinaus in die ferne Ebene. Auch bei klarem Wetter ist das Panorama vom Kibo durchaus keine „schöne Aussicht“. Die Höhe ist viel zu kolossal, die horizontale Entfernung des breit auslegenden Basisgebirges viel zu groß, als daß man in dem von heißer Luft flimmern- den Unterland der Steppen etwas recht deutlich sehen könnte. Und sieht man wirklich etwas, so ist es eine ungeheuerere einfarbige graugrüne oder rötliche Ebene, aus der sich die wenigen Bergketten, von so hohem Standpunkt aus gesehen, kaum herausheben. Nur der Meruvulkan im Westen hebt sich in hoher Kurve über die Fläche empor, aber auch er ist so fern, daß man ihn meist nur in körperloser Silhouette sieht. Beim Rundblick vom Kibo hat man jedoch ein seltsames souveränes Gefühl in dem Gedanken, von Afrikas höchster Bergspitze ein Gebiet überschauen zu können, das halb so groß ist wie das Deutsche Reich. Das ist freilich auch nur eine Illusion, da



Der Mawenzi vom Ribolager (4330 m), aus Westsüdwesten gesehen.



Der Ribokrater, mit der Kaiser-Wilhelm-Spitze (6010 m) im Hintergrund.

natürlich keine Sehkraft so weit reicht, aber sie ist gewiß nicht weniger wert als eine schöne Aussicht.

Beim Abstieg von hohen, mühsam erstiegenen Bergen bin ich mir immer wie ein leichtsinniger Verschwender vorgekommen, der das schwer errungene Gut in toller Laune verschleudert, und ich habe darüber jedesmal etwas wie Gewissensbisse gefühlt. Ich kann darum auch begreifen, warum Lill Eulenspiegel beim Bergaufgehen lachte, beim Bergabgehen weinte. Aber trotzdem muß doch nach einem Aufstieg endlich wieder abgestiegen werden; und je schneller, desto besser, wenn die Nebel kommen. Denn je weiter wir nun hinabstiegen, desto dichter schlossen sich die kalten Nebel um uns zusammen. „Nur keinen Aufenthalt, sonst holt uns zu guter Letzt noch der Teufel“, zürnte Purtscheller. Aber wie eilig wir auch der unteren Eisgrenze zustrebten, es kostete uns die steile Passage über den Ratzelgletscher hinunter diesmal doch zwei volle Stunden, denn im kalten Schatten der Nebel wurden uns die Finger steif und vermochten den Eispickel nicht mehr so sicher zu handhaben wie im Sonnenschein. Einmal glitt mein der Steigeisen entbehrender Fuß aus einer Stufe, bevor der andere die nächste Stufe erfaßt hatte, und im Nu hing ich mit ausgestreckten Armen an meinem schnell eingehauenen Pickel. Dieser und das von Purtscheller gestrammte Seil hielten glücklicherweise fest und retteten uns vor dem Sturz in den nebelbedeckten Abgrund.

Um 1 Uhr standen wir endlich mit heilen Gliedern, wenn auch nicht mit heiler Haut, an der unteren Eisgrenze und entledigten uns der Brillen, des Seiles und der Steigeisen. Zu Purtschellers sprachlosem Erstaunen zog ich nun aus meiner tiefsten Rocktasche ein paar Delikatessen, die ich seit Monaten im Koffer hatte ruhen lassen, um meinen Gefährten nach der Gipfelbesteigung damit zu überraschen. Es waren einige



Zigaretten und zwei Tafeln Schokolade. Und so groß war unser Übermut und unsere Genußsucht, daß wir die seltenen Herrlichkeiten auf einmal verschwendeten, ohne an spätere Tage der Entbehrung zu denken.

In der frohesten Stimmung und im Wohlgefühl des erreichten Zieles liefen wir dann auf den Schutthalben mehr hinab, als wir wanderten. Aus weiter Entfernung kündigten wir unserm Muini am Bivakplatz nach Verabredung durch lautes, in vielfältigem Echo forthallendes Rufen unser Kommen an, und als wir endlich gegen 3 Uhr die Höhle wieder vor uns auftauchen sahen, stand Muini schon mit geschnürten Bündeln zum Abmarsch nach dem Zeltlager gerüstet. Als ich ihm dann beim Weiterwandern von unsern Erlebnissen erzählte und ihm die Schwierigkeit des letzten Abstieges schilderte, entgegnete er immer wieder: „Haithuru; umefika sasa ju kabisa, bassi“ („Das macht nichts; jetzt bist du ganz hinaufgekommen, das genügt“).

Bei Sonnenuntergang saßen wir wieder einmal unter dem hochragenden „Biermännerstein“ neben unserm Zeltchen am brodelnden Keistopf. Die Sonne war längst hinter dem Meru hinabgesunken, und der junge Mond ließ langsam das Schneehaupt des Kibo am dunkeln Nachthimmel auferstehen, als wir unsere Schlaffäcke aufsuchten, einig in dem Beschluß, am nächsten Tag ins Mittellager am Urwaldbrand abzusteiern, um darauf mit neuen Kräften den Mawensi in Angriff zu nehmen.

4. Der Mawensi.

Mit vier Mann und ebenso ausgerüstet wie zur Kibobesteigung brachen wir am 11. Oktober vom Mittellager (2890 Meter) zum Mawensi auf. Schon in einer halben Stunde hüllten uns feuchte Nebel ein, aber wir folgten beharrlich unserer früheren Richtung am Lauf des tief eingeschnittenen

„Schneequellbaches“ hinan durch Gras und Geröll und überschritten nach drei Stunden am Rand der vorderen Plateaustufe den Schneequellbach selbst mit seinen grauen, einsamen Senecien. Diesmal schwenkten wir aber hier nicht nach links zum Kibo ab, wie vor einigen Tagen, sondern hielten uns an den Verlauf des Schneequellbächleins, das auf dem wenig geneigten Terrain zwischen frischgrünen Graspolstern in einer etwa 50 Meter breiten Mulde daherrieselt. Einzelne große Felsblöcke liegen da und dort auf der Talsohle, und rechts und links säumt ein spärlich mit niederen Stauden bewachsener, blockbedeckter Lawawall das freundliche kleine Hochtal ein. Hier war gut marschieren, aber die Träger waren doch schon von den naßkalten Nebeln so durchfrozen, daß sie hörbar mit den Zähnen klapperten und mir klagend ihre erstarrten Hände entgegenstreckten; „a bwana, leo tutakufa“ („ach Herr, heute werden wir sterben“), seufzte einer nach dem andern, als der Nebel wieder stärker zu wehen begann. So ließ ich denn an der Quelle des Baches, wo noch ein paar kleine Schneeflecken herumlagen, haltmachen und in 3935 Meter Höhe unser Zelt aufschlagen.

Die Schwarzen suchten und fanden Schutz gegen Wind und Nebel in den Lavagrotten der einen Talwand und waren dort bei Feuer, Wasser und Bohnen bald wieder so weit, daß sie ihre eintönigen, wehmütigen Sansibarmelodien vor sich hinsummten. Nur Mohammed war grimmig darüber, daß die „verdammten Bohnen auf dem Berg nie weich werden wollen“, und machte damit eine sehr richtige Beobachtung, denn die niedrige Temperatur von 88 Grad, bei welcher das Wasser in dieser luftdünnen Höhe siedet, reicht zum Bohnenkochen nicht mehr aus. Wir ließen deshalb fortan dieses vortreffliche Nahrungsmittel vom Mittellager schon in gekochtem Zustand heraufbringen, um es hier oben nur aufzuwärmen.

Der Wind, der erst vom Marwensi herabgeweht hatte, kam später vom Kibo her und senkte nachts die Minimumtemperatur auf -8° C. Die Steine und Stauden waren dicht be- reist, als die Sonne aufging. Schnell wärmte sie aber den Boden wieder, so daß wir ohne langes Zögern in unserm Tälchen weiter hinansteigen konnten.

Während sich der linke Lavawall immer mehr verflacht, je weiter wir zum Sattel hinkommen, wird der rechte immer höher und felsiger. Aber auf der Asche und dem Staub zwischen den Felsblöcken kommen wir bequem vorwärts. Mit jedem Schritt, der uns höher hebt, sehen wir zur Linken den Kibo mächtiger und stolzer empornwachsen. Vor uns aber taucht nun auch der östliche Lavahügel des Sattelplateaus auf, der unser Standquartier für die Marwensitouren sein soll, und bald stehen wir an seinem Südostabhang, wo sich zwischen zwei großen Felsblöcken, die von der Hügelhöhe herabgestürzt zu sein scheinen, ein wettergeschütztes Plätzchen für unser Zelt bietet. Der niedrige holzige Euryopsstrauch wächst hier in 4360 Meter Seehöhe noch in Menge, so daß wir uns um Brennmaterial nicht zu bemühen brauchen. Und Wasser muß Muini Amani, der wieder allein bei uns bleibt, von der Schneequelle holen. Die andern Träger eilen ohne Aufenthalt auf unserm deutlichen Pfädchen zurück, um frühzeitig beim Mittellager am Muëbach anzulangen.

Nachdem wir ein lustiges Feuer hinter dem Zeltfels entzündet hatten, kletterten wir die Felswände hinauf zur Höhe des Lagerhügels und fanden dort zwei durch einen schmalen, zerrissenen Grat verbundene flache Gipfel, deren Beschaffenheit den Hügel als einen selbständigen Eruptionsherd erkennen läßt, aus welchem der Lavastrom, der uns am Morgen heraufgeführt hatte, dereinst entquollen ist. Nach allen Seiten stürzen die Hügelwände schroff ab, am tiefsten auf der West-

seite zu einem Kesseltal, das zu einem zweiten Lavaström und Lavahügel hinüberführt. Hinter diesem erhebt der „Rote Mittelhügel“ sein Haupt, und hinter dem letzteren werden die „Drillinge“ am Fuß des sie himmelhoch überragenden Kibo sichtbar; sie alle sind zu einer nur wenig von einer Geraden abweichenden Linie angeordnet, die eine Eruptionsspalte andeutet.

Wohin man auch nach dieser westlichen Seite schaut, überall trifft das Auge auf lange, gerade oder nur leicht geschwungene Linien. Einzig nur die untere Eislinie des Kibohelms verläuft im Zickzack. Die von unserm und den benachbarten Nachbarhügeln nach Süden hinabziehenden Lavaströme sind so ebenmäßig gewölbt und langgedehnt, daß man sie ebensowohl für hohe Chaussee- oder Eisenbahndämme halten könnte. Nach Norden schweift der Blick frei über das aschgraue flache Sattelplateau, ohne jenseits auf die ferne Ebene zu treffen. Aber im Osten droht trotzig und finster die zackige Riesenmauer des Mawensi. Da gibt es keine geraden Linien und keine sanften Böschungen mehr; hier ist alles verwettert, zerrissen, ruinenhaft wie in den Dolomiten. Von Süden nach Norden wachsen Türme und Spitzen seines Hauptkammes immer höher an. Zu uns her, nach Südwesten, ist eine kolossale Schutthalde geöffnet, auf der wir morgen den Versuch machen wollen, einen westlichen Seitenkamm zu erklettern, der oben in die Hauptwand nahe der höchsten Spitze überzuführen scheint. Daß es eine böse Partie sein wird, lehrt der bloße Anblick.

Nach beendeter Auskundschaftung und beladen mit geologischen Handstücken und kleinen Alpenpflanzen kehrten wir „heim“ und trafen die nötigen Vorbereitungen für den frühzeitigen Aufbruch zur ersten Mawensibesteigung.

Es hatte in der Nacht scharf vom Mawensi herabgeblasen, und ein bitter kalter Nordost empfing uns, als wir gegen

4 Uhr früh des 13. Oktober bei Vollmondschein Seil und Pickel zur Hand nahmen. Muini hatte uns von seinem Höhlenlager gehört und rief uns sein glückwünschendes „Rudi salama“ („Rehrt heil wieder“) zu; er tat es fortan jedesmal, wenn wir zu einer größeren Tour aufbrachen, und ich gestehe, daß ich diesen Zuruf sehr vermißt hätte, wenn ihn Muini einmal unterlassen haben würde. Denn angesichts einer Gefahr ist niemand ganz frei von leisen abergläubischen Regungen, unter welcher Form sie sich auch verstecken mögen. So stolperten wir, von Muinis Wünschen begleitet, in die östlich von unserm Hügel eingetieftete Mulde hinab und in ihr hinan zu querliegenden Lavawällen und den „Schildkrötenhügeln“, jenseits von denen im ersten Frühlicht die unteren Ausläufer der großen westlichen Mawensischuttalbe, unser nächstes Ziel nach der gestrigen Rekognoszierung, betreten wurden. Die dunklen Mauern und Türme des Mawensi begannen sich aufzuhellen, langsam verblich der unvergleichliche Glanz der Venus.

Der Grund ist hier in 4650 Meter Höhe feucht und mit schwammigen, grünen Graspolstern überzogen, in denen der Fuß bis zum Knöchel einsinkt. Von allen Seiten führen Fährten von Elenantilopen hierher, und massenhaft ist ihr Dung über die kleine Wiese zerstreut. Ein halbes Hundert Meter höher oben rieselt unter einem Felsblock eine Quelle hervor, die jetzt in der Nachtkälte teilweise gefroren war, denn obwohl die Sonne inzwischen aufgegangen war, dringt sie nicht vor $\frac{1}{2}$ 10 Uhr über die Mawensikämme herüber und läßt die Temperatur des Schattens hier noch lange auf ihrem tiefen Stand. In einzelnen kleinen Flecken und Zungen reicht der dünne Pflanzenteppich auf dieser Halde bis zu 4700 Meter hinauf, wo, gewärmt von der starken Insolation der Mittags-sonne und getränkt von einer andern kleinen Quelle, die am

höchsten stehenden blüentragenden Florakinder auf dem ganzen Kilimandjaro in winzigen Büscheln ihr Dasein fristen.

Nach Zurücklassen der Quellregion beginnt ein äußerst mühsames Aufwärtstrutschen im losen Schutt der Halde, der unter jedem Tritt nachgibt. Alle 20 bis 30 Schritt muß einige Sekunden zum Luftschnappen angehalten werden. Rückwärts gewendet, sehen wir in der klaren Morgenluft rechts, fern hinter dem Kibo, die einförmige Njiri-Ebene schimmern; links ragt der Meruvulkan aus dem Wolkenmeer der Steppe in der schönen Form empor, in der nur Zyklopen bauen.

Zwei Drittel der Halde legen wir so zurück, dann wenden wir uns der ungeheuren linken Lavawand zu, und nun beginnt die halbsbrecherischste Felsklettere, die ich je erlebt habe. Wir legen uns das Manilaseil um den Leib und arbeiten uns auf den schmalen Gesimsen und Köpfen der nach Norden einfallenden Lavaschichten und durch die Ramine vertikaler Spalten langsam einige 30 Meter hoch empor. Purtscheller, der voranklettert, beweist eine Meisterschaft im Überwinden scheinbar unüberwindlicher Stellen, die ich in Anbetracht seiner ziemlich starken Kurzsichtigkeit, welche ihn bei solchen Touren zum Brillentragen nötigt, nicht für möglich gehalten hätte. Als er wieder über einem Ramin meinen Blicken entschwunden ist, höre ich seinen Zuruf: „Bleiben Sie, hier geht's nicht, wenn man keine Flügel hat.“ Doch einige Meter weiter rechts findet sich ein besserer Aufstieg. Erst seilt er die Eispickel nach, die uns bei diesem Felsklettern mehr hinderlich als dienlich sind, und dann folge ich, immer wieder prüfend, ob die Vorsprünge und Ecken, an denen sich mein leichterer Gefährte emporgezogen hat, noch Halt für meinen schwereren Körper gewähren. Weit öfter ist der Versuch vergeblich, der Stein bricht aus, und die Wahl eines festeren Standpunktes kostet viel Zeit und Kraft.

Die Hände haben genau soviel zu arbeiten wie die Füße, denn die Steilheit und Zerrissenheit dieser Lavamauern ist ohnegleichen. Duzende Male schwebte ich, mit dem Rucksack in einer Spalte festgeklemmt oder von Purtscheller am Seil gehalten, in der Luft, da die betretenen Felsvorsprünge morsch wegbrechen und saugend in die Tiefe stürzen. Wo wir eine Passage glücklich überwunden haben, kennzeichnen wir die Stelle durch grellrote, mit Steinen beschwerte Papiersezen für den Fall, daß wir daselbst wieder absteigen müssen. Der Gedanke an diese Wahrscheinlichkeit hat offen gestanden wenig Verlockendes.

So geht es 3½ Stunden lang auf allen vieren aufwärts, bald mehr links, bald mehr rechts, bald über zwei Hände breite Simse platt auf dem Bauch, bald mit gespreizten Knien und Ellbogen in einem Kamin senkrecht hinauf. Unsere ganze, aufs höchste gespannte Aufmerksamkeit gilt nur den Lavatürmen über uns; Kibo ~~und~~ Plateau und Ebene sind völlig vergessen.

Gegen 11 Uhr stehen wir dem Grat nahe. Etwa 10 Meter unter ihm sehe ich plötzlich durch eine Spalte den blauen Himmel von der andern Seite hindurchleuchten. Die ganze Mauer ist hier nicht mehr als 1 Meter dick, so daß wir uns fragen, ob der brüchige, schwache Bau durch unser Gewicht nicht zusammenbrechen wird; aber es gibt keine Wahl, und die Ruine hält. Die Zerrissenheit des Kammes spottet aller Beschreibung. Man begreift schlechterdings nicht, wie sich dieses morsche Gestein, diese dünnen, hinausragenden Zacken und schiefen Türme bei Wind und Wetter hier oben halten können. Obgleich es fast windstill ist, sausen doch, von der ausdehnenden Sonnenwärme gelöst, nach allen Seiten Steinschläge ab.

Teils auf dem Grat, teils dicht unter ihm, klettern

wir nun am Kamm entlang der Stelle zu, wo er in den zentralen Kamm des Mawensi einmündet (5086 Meter). Da der Fortgang zur höchsten Spitze nicht unmöglich scheint, sind wir guter Dinge. Allein plötzlich gähnt zu unsern Füßen ein Abgrund, und bestürzt sehen wir, daß der Kamm, auf dem wir in 5090 Meter Höhe stehen, durch eine kolossale, tiefe Schlucht vom Hauptkamm getrennt ist.

Die Enttäuschung war zuerst niederschlagend; das Ziel war trotz aller Mühe nicht zu erreichen. Aber das Bewußtsein, die gewaltige Natur doch besiegt zu haben, soweit es in menschlicher Macht steht, dieser bedeutendste ethische Inhalt alles Bergsteigens, ließ uns rasch unsere Fassung wiedergewinnen. „Hier ist unsere Kunst zu Ende,“ rief ich Purtscheller zu, „wir wollen aber wenigstens unsern Querkamm traversieren.“ Und dies schien leichter zu sein als der Abstieg an der Seite, auf der wir heraufgekommen waren. In kurzem waren wir, nach Norden hinuntersteigend, in einem abschüssigen Schuttkeffel und liefen gleitend auf ihm hinab, bis wir zu unserer peinlichen Überraschung vor einem etwa 200 Meter tiefen, überhängenden Absturz standen, unterhalb dessen sich die Schutthalde fortsetzte. Nirgends zeigte sich an diesem Querriegel eine „greifbare“ Passage. Nach langem, beunruhigendem Suchen entdeckte ich unmittelbar unter unserm Querkamm eine schmale, vereiste Rinne — das einzige größere Eis, das wir in dieser Jahreszeit am Mawensimassiv beobachteten —, in der wir uns langsam abseilen konnten. Dies war ein heikles Geschäft, denn kaum hatten wir die Hälfte des Weges hinter uns, als ein Hagel kleiner Steine über unsere Köpfe wegpfiff, dem bald mit brummendem Sausen ein großes Geschloß folgte. „Schnell, schnell hinunter,“ rief Purtscheller, „der Berg schlägt uns sonst tot!“ Noch ging ein prasselnder Steinschlag über uns hinweg, da

standen wir auf dem unteren Schuttkar seitwärts außer der Schußrichtung, streckten uns unter einen Block hin und genossen mit Begier den ersten Bissen auf der ersten Ruhestätte dieses Tages.

Es war $\frac{1}{2}$ 2 Uhr, und in den höchsten Spitzen des Mawensi wogten und wirbelten die Mittagsnebel. Rings um uns her türmten sich in fürchterlicher Steilheit die Lavamauern 5—600 Meter hoch mit den abenteuerlichsten Gratformen auf, am imposantesten die breite, an 700 Meter hohe Wand, die von der höchsten Mawensispitze gekrönt ist. Und an ihnen allen wechseln die Tausende von übereinanderliegenden Lavaschichten und sie durchbrechenden Querspalten und „Gänge“ im wunderbarsten Spiel der Farben von mattem Gelb zu lichtem Rot, Graublau, Dunkelbraun, Grün und vielem andern mehr. Hier gibt es im Überfluß zu schauen für den Geologen; und welches Paradies für Mineralogen und Petrographen sind anderseits diese Schutthalden, wo sich alle die weit getrennten Gesteine des Berges bunt vereint zusammenfinden!

Eine fast ganz rote, zerklüftete Lavamauer, die von hier nach Westen weit vorspringt, von Norden nach Süden umgehend, streiften wir in ihrer unteren Verlängerung ein niedriges, kreisrundes Kratergebilde von 120 Schritt Durchmesser und tappten noch zwei Stunden im Nebel umher, bis wir endlich auf unsern Lagerhügel kamen, wo uns Muini Amani mit einem wirklichen Huhn im Topf längst sehnsüchtig erwartet hatte.

Gegen Abend umschwirren unser Lagerfeuer regelmäßig mit hellem Ruf mehrere pfeilschnelle Bergschwalben, die offenbar in den Wänden unseres Lagerhügels und im unteren Geflüßt des Mawensi nisten und neben unsern bisherigen kleinen gefiederten Freunden, den Steinschmähern, nun auch

unsere Einsamkeit beleben. Nach dem Dunkelwerden schweigen diese Bewohner der Luft, aber als eine neue Erscheinung leuchten von nun ab täglich tief unten in der Südebene flimmernde Grasbrände auf, die hier an Ausdehnung schnell wachsen, während sie dort schwinden und stellenweise täuschend das nächtliche Bild einer lichterglänzenden Großstadt hervorzaubern. Unendlich viel schöner ist indessen der Kegel des Zodiakallichtes, das am Horizont intensiver leuchtet als die hellsten Teile der Milchstraße und oben erst im Sternbild des Skorpions erlischt.

Bevor wir die zweite Mawensibesteigung unternahmen, ließen wir den Armen und Beinen, die auf der ersten Tour eine harte Probe zu bestehen gehabt, einen Tag Ruhe. Unsere Besteigungswünsche waren darauf gerichtet, von der großen westlichen Schutthalde aus zu der in den Hauptkamm tief und breit eingeschnittenen Scharte vorzudringen, und von dort aus den Hauptgipfel oder, falls dies nicht möglich sein sollte, doch eine der andern dominierenden Spitzen zu erklettern. Es hätte aber nicht viel gefehlt, so hätten wir notgedrungen einen zweiten Ruhetag einschieben müssen, denn durch den Genuß ziemlich angegangener Bananen, die wir nach unserm Grundsatz: „Nichts umkommen lassen“ am Abend verzehrten, zogen wir uns eine so peinvolle Kolik zu, daß wir in der Nacht keinen Schlaf fanden und nur matt um 1/25 Uhr ans Lagerwerk gehen konnten. Indes, das Bewußtsein der Pflicht wirkte Wunder: wir führten unsere Partie dennoch aus.

Die Dämmerung des 15. Oktober graute schon im Osten, als wir, vom Mond geleitet, den Lagerhügel unter uns ließen. Wieder strahlte die Venus über dem im Nachtschatten liegenden Mawensi in wunderbarer Größe. Da jeder noch mit seinen Körperschmerzen zu schaffen hatte, wanderten wir

schweigend auf unsern früheren Fußspuren bis hinauf zur großen Schutthalde hintereinander her. Als die ersten Sonnenstrahlen auf das Sattelplateau unter uns und auf den Kibo hinter uns fielen, verschaukelten wir ein wenig auf dem Rasenfleck inmitten der Halde (4650 Meter), wo trotz $-3\frac{1}{2}^{\circ}$ C Lufttemperatur die Quellen diesmal eislos unter den Felsen hervorrieselten. Nachdem wir dann im ausschließlichen Reich der Lava und Flechten unsern früheren Anstieg ein gutes Stück weiter verfolgt hatten, bogen wir nach rechts zu den Lavawänden des Hauptkammes ab und traten nach 7 Uhr bei 4800 Meter durch eine abschüssige und enge Rinne in die zerrissenen Felsen des Hauptkammes ein. Von einer Rinne in die andere, von einer Wand zur andern dauerte die angestrengte Kletterei mit Händen, Füßen, Seil und Pickel eine gute Stunde. Da langten wir in einem schmalen Joch des Hauptgrates an, der höchsten Spitze näher als die große Scharte, die wir zuerst im Auge gehabt hatten. Von hier seilten wir uns in einer halben Stunde zu dem links über uns aufragenden Turm hinauf (5131 Meter) und sahen von seiner Höhe, daß unser Standpunkt noch durch zwei Spitzen vom zirka 400 Meter fernen Hauptgipfel (5355 Meter) getrennt war, daß aber ein Vordringen auf dem zersplitterten, oft nur handbreiten Grat für zwei Mann ebenso unmöglich war wie ein seitliches Umgehen der Spitzen. Unsern Turm taufte ich nach meinem lieben Begleiter „Purtschellerspitze“.

Ein frischer Wind blies aus Nordosten, und klare Luft begünstigte den Ausblick nach fast allen Seiten. Nur die östlichen Ebenen waren durch breitgelagerte Nebel verschleiert bis zum Horizont, den die Taita-, die Usambara- und die Parehberge begrenzten. Unmittelbar vor uns aber, auf der Ostseite der Mawensiwand selbst, welche ungeheueren Abstürze zu einem kolossalen zerschluchteten Kessel! Ich glaubte erst, den

einstigen Schlund des alten Vulkans vor mir zu sehen, konnte aber dann die Lage der Lavaschichten nicht damit vereinen, die mehr auf erosive Entstehung des Riesenkessels schließen ließ. Immerhin bin ich meiner Sache nicht ganz sicher. Jedenfalls bleibt es ein wunderbares und nach dem Kibokrater das packendste Bild auf dem ganzen Kilimandjaro, wenn man hier von etwa 5130 Meter Höhe scheinbar senkrecht und unvermittelt wie aus einem Luftballon hinabschaut auf eine krause Vielheit von Schluchten, Hügeln, Bächen und Büschen, die mindestens 2000 Meter tiefer liegen, als wir stehen. Dort unten ist die Orientierung noch schwieriger als in dem Gewirr von Spitzen, Türmen, Nadeln, Schlöten und Zinnen, die uns hier oben umgeben.

Während dem Mawensi die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Gesteine, der verwirrende Wechsel der verschieden gefärbten und verschieden dicken Lavaschichten, die zahllosen Durchbrüche von Vertikalspalten, die geradezu unglaubliche Verwitterung der Laven zu allen nur denkbaren schroffen Formen einen ganz einzigen Charakter verleihen, erscheint drüben der Kibo in seiner einfachen Stumpfeckgestalt als typischer Vulkan. Daß die Jahrtausende auch ihm ihre tiefen Spuren eingegraben haben, sieht man aus der Ferne nur wenig, ebenso wenig, wie man den großen ägyptischen Pyramiden von weitem die Zertrümmerung ihrer Oberfläche ansieht. Und aus dem Felsenchaos des Mawensi heraus beobachtet, wächst der Gegensatz zwischen beiden Bergen nur noch mehr.

Um die Spitzen des Mawensi begann es jedoch zu wallen und zu wehen. Wir schritten zur Rückkehr. Die Körperarbeit des Morgens hatte unsere Bananenschmerzen längst ausgetrieben, so daß wir nach dem Abstieg von unserm Turm, dem vierthöchsten des Mawensi, übermütig das Seil ablegten, und lustig durch die abschüssigen, schotterbedeckten Felsrinnen

und über die Schuttkegel hinabrutschten und schon am Mittag uns wieder am Lagerhügel ans Feuer streckten.

Hier gab es eine freudige Überraschung. Die Proviantträger waren dagewesen und hatten außer frischen Lebensmitteln, an denen sich unser täglich mehr abmagernder Körper und unsere täglich materieller empfindende Seele laben konnten, Postfächer mitgebracht, welche über die Mission in Moschi nach Marangu gekommen waren. So lasen wir nun in unserm weltfernen Berglager Briefe aus der Heimat und Nachrichten von der Küste und schmauchten dazu eine von Freundeshand aus Sansibar gespendete duftende Havana-zigarre. In solcher behaglichen Stimmung ertrugen wir gleichmütig das Schneegestöber des Nachmittags, gegen das wir im dünnen Zeltchen nur geringen Schutz fanden. Beim hellen Sonnenuntergang lag eine 2½ Zentimeter dicke Schneedecke auf der Landschaft bis zur Schneequelle und zum Plateaurand hinunter, und der Nachtfrost gab ihr mit -7°C Bestand, bis sie unter der Sonne des nächsten Tages langsam dahinschwand.

Zur dritten Mawensibesteigung hatten wir uns die Nordseite des Berges auserwählt, in der Hoffnung, von dort dem höchsten Gipfel beikommen zu können oder, wenn dies nicht ausführbar sei, doch wenigstens ein Bild von der unbekanntem Nordseite des Kilimandjaro zu gewinnen.

Zur üblichen Zeit, um ½5 Uhr früh, waren wir unterwegs. Der Mond stand im letzten Viertel und war uns nur wenig förderlich, so daß wir bei Sonnenaufgang erst an dem vom Hauptkamm des Mawensi abzweigenden Nordwestgrat standen. Dem jähem Hauptkamm war auch von hier aus nicht ohne hundertfältiges Versuchen beizukommen, wozu uns keine Zeit gegeben war. Der Morgen war im Schatten des

Mawensi ziemlich kalt. Das Aneroidthermometer wies auf -6° C, und bald war ich trotz wollener Handschuhe nicht mehr imstande, den Bleistift zu führen. Aber beim Traversieren über Blockwälle und Schutthügel erwärmten sich die Glieder, und die durchdringende Klarheit, in welcher die Nordebene unter uns leuchtete, entschädigte uns reichlich.

Ein steilwandiger Lavakamm schien uns im Norden des Berges Halt gebieten zu wollen, doch Purtschellers Berginstinkt fand einen Übergang. Von seiner Höhe (4630 Meter) blickten wir frei hinaus in die Ebenen und hinunter auf die nördlichen Hänge des Kilimandjaro. Dort aber leuchteten uns keine lachenden Fluren und freundlichen Dörfchen entgegen wie auf den Höhen der Alpen, sondern die unbeschränkte Wildnis dehnte sich, so weit das Auge reichte, die Jagdgründe des Löwen, wochen- und monatelweit.

Vor uns an den Hängen des Gebirges ist das dunkle Band der Urwaldzone oben und unten von Grasflächen gesäumt. Ein grünes Kulturland, wie das Dschaggagebiet auf der Südhälfte des Gebirges, gibt es hier auf der regenarmen Nordseite nicht, und der Urwaldstreifen selbst wird lichter und schmaler, je weiter er nach Westen den Berg entlang zieht. In den graubraunen Grasebenen unterhalb des Urwaldes, etwa 20 Kilometer von ihm entfernt, schimmert und blinkt ein Gürtel von seeartigen Sümpfen (Njirisümpfe), zu denen sich vom Mawensi zwei Flüßchen, vom Kibo anscheinend nur ein Bach hinabschlängeln. Zahllose kleine parasitische Regal sind über die Ebene verstreut, bis zu den Kiulu-Bergen am nordöstlichen Horizont hin, über denen mit wachsender Tageswärme ein Kranz von hellgrauen Hausenwolken zu erscheinen begann. Und wenn mich nicht mein Gesichtssinn und mein Fernglas schmählich getäuscht haben, so entstiegen einem größeren Spitzegel weit am nördlichen Horizont vertikale

Dampfswolken, die erst in ziemlicher Höhe wieder verschwanden. Überall vulkanische Formen und Bachläufe und Seen, so daß der Peilkompaß nicht zur Ruhe kommt.

Wir hatten damit unseren nördlichsten Punkt am Mawensi erreicht und kletterten nun nach Osten hinab zu einem nach Nordosten hinauspringenden Felswall, an dessen Fuß uns inmitten der braunen Laven aus etwa 4700 Meter Bergeshöhe ein kleiner, grün umrahmter Weiher zuwinkte. Über uns türmte sich über 500 Meter hoch der gewaltige Hauptkamm des Mawensi, auch hier in unantastbarer Steilheit. Wo der Nordostgrat sich von ihm trennt, ist eine Scharte in diese Nebenmauer eingeschnitten, die unser Ziel war, und als wir endlich, über rollende Trümmer hinweg, um ½10 Uhr in diese Scharte bei 4920 Meter hineintraten, gähnte vor uns wieder jener unabsehbare Abgrund und Riesenkeffel, an dessen Westrand wir bei der zweiten Mawensibesteigung gestanden und gestaunt hatten. Auch hier konnte ich mir nicht klar werden, ob es der alte Mawensikrater war, dessen ungeheurer Schlund sich vor uns auftrat, oder ein kolossaler Erosionskeffel; wahrscheinlich ist es beides.

Über die finstere Tiefe und einige niedrige Nebengrate hinweg konnte der Blick in die 4000 Meter tieferen fernen Ost- und Südostebenen schweifen bis nach den Kegelförmigen Djulu-Bergen zur Linken, der Taitagruppe in der Mitte, den Pareh- und Ugueno-Bergen zur Rechten. Und auch hier fesseln drei Gewässer das Auge am meisten, der längliche Dschipesee, der kreisrunde Kratersee Dschala und das mehrarmige sumpfige Becken des Tsavosees. An den Abhängen des Kilimandjaro selbst aber leuchten hier auf der Südostseite die hellgrünen Bananenhaine von Kombo, Msai, MwiKa, Marangu unterhalb des dunklen Urwaldes traulich in unsere Felsen-
einöde hinauf.



Die Westseite des Kibo, vom Galumaplateau (3700 m) aus.



Die Nordseite des Drgalstfigletschers (4360 m) am West-Ribo.

Wenn uns auch die höchste Mawensispitze unnahbar geblieben ist, hatte mir doch diese Tour mit ihren Fernsichten eine topographische Ausbeute von unerwartetem Umfang beschert, und höchst zufrieden kehrte ich vor Mittag zum Lager zurück, obwohl Purtscheller sich zunächst wehmütigen Betrachtungen darüber hingab, daß der Mawensi in unserer Lage „nicht gemacht werden könne“. Es ist wahr, zum völligen touristischen Erfolg fehlt uns die Besteigung des höchsten Mawensigipfels, aber ich mußte die Ausführung einer derartig gefährlichen und zeitraubenden Partie in Anbetracht unserer ganz ungewöhnlichen Lage für unvereinbar mit den Zielen meiner Expedition ansehen, die in erster Linie geographische Erforschung anstrebte. Und geographisch zu erforschen haben wir am Mawensi nicht viel übriggelassen. Mögen Nachkommende an seinen Steilzacken neue touristische Lorbeeren pflücken.

5. Nochmals der Kibo: die dritte und vierte Besteigung.

Mit dem Kibo waren wir aber noch nicht fertig. Seine noch unbekannte Nordseite zu erkunden und noch einmal von einer anderen Seite zu seinem Kraterkessel emporzusteigen, um ein vollständiges Bild von dem letzteren zu gewinnen, das waren zwei Ziele, die der Mühe wert waren.

Ohne Zögern gingen wir ans Werk. Ein scharfer, eisfalter Kibowind blies uns entgegen, als wir in der Nacht des 17. Oktober um 3¼ Uhr unser stilles Lager am östlichen Plateauhügel verließen. Direkt auf den im schwachen Mondlicht dämmernden Nordabfall des Berges zugehend, überschritten wir in 2¼ Stunden das Schlamm- und Aschenfeld nördlich von den Sattelhügeln und erreichten vor Sonnenaufgang am nordöstlichen Fuß des Kibokegels

eine ansehnliche Mulde, die mehrere breite, vom Berg abfallende Schuttrinnen vereint und sich in die Grasfluren des Nordkilimandjaro hinabsenkt. Bald vergoldete die Frühsonne hoch zu unsern Häuptern den Eiskranz, der an der Nordseite des Kibo ohne nennenswerte Zungenbildung, wie sie die Südseite auszeichnet, dem Rande des Kraters aufliegt; und nun begann das Traversieren der nordöstlichen und nördlichen Lavarücken und Schuttrinnen am Massiv des Kibo schräg aufwärts nach Westen hin. Das Überklettern der teils durch Ausfluß, teils durch Denudation entstandenen Lavarippen, die hier viel steiler und enger stehen als an der Südostseite, war außerordentlich zeitraubend und ermüdend.

Je höher wir gelangten, desto auffallender ward im Norden die scharfe Markierung unseres immer höher steigenden Horizontes, der in einer wagerechten Geraden den tiefblauen Himmel gegen ein darunterliegendes, rosafarbenes Dunstband abgrenzte, welches allmählich in die hellgrauen, über der Ebene liegenden Wolkenschleier verlief. Die Wolken zogen aber noch genügend weit draußen, um unter ihnen weg fernhin die nördlichen Bergabhänge verfolgen zu können. Da war denn zu sehen, daß jenseits von einem in etwa 4000 Meter Höhe am Berg entlang laufenden breiten Schutt- und Sandband die staudendurchsetzten Grasfluren der Nordhänge sich zu einem mehrfach unterbrochenen Urwaldstreifen hinunterdehnen, der nach Westen hin allmählich ganz verschwindet. An mehreren Stellen wirbelten aus dem lichten Wald Rauchsäulen auf, die auf Wanderkrähe der nomadischen Massai oder des Jägerstammes der Wandorobo schließen ließen, welche die Nordhänge des Kilimandjaro durchstreifen. Daß bei solcher Beschaffenheit des Waldes die Elenantilopen ohne Schwierigkeit aus den Ebenen zum Sattelplateau heraufkommen können, wo wir sie äßen gesehen, ist nun verständlich, denn eine trennende Kultur-

zone gibt es hier, wo befruchtende Wasserläufe fehlen, auch nicht. Die ganze Nordhälfte des Kilimandjaro ist Wildnis.

Wir hatten gehofft, daß sich uns an der Nordflanke des Kibo ein relativ leichter Anstieg auf die Eisdecke des Kraterandes bieten würde, weil ein anderer Reisender erzählt hatte, er sei hier, nur mit einem Stock bewaffnet, hinaufspaziert. Ein fünfstündiges, äußerst anstrengendes Klettern über die Steilrippen und Mulden von Norden nach Nordwesten brachte uns jedoch zu der Erkenntnis, daß man hier der Eiskrone des Kibo, die in durchschnittlich 5700 Meter von einer fortlaufenden, 30 bis 35 Meter hohen und jähren Eiswand begrenzt ist, nur zu dritt oder viert mit allen alpinen Hilfsmitteln hätte beikommen können. Die Erzählung jenes Reisenden — es war der später in Neuguinea verunglückte Otto Ehlers — ist eitel Phantasie.

An einer Stelle im Nordnordwesten, wo eine Doppelzunge der Eiskrone etwas weiter herabreicht, rasteten wir in 5660 Meter Höhe. Die Sonne brannte empfindlich auf uns hernieder, und in den Eiswänden neben uns knirschte und krachte es. Purtscheller beugte sich über einen Lavablock und erprobte seine beneidenswerte Fähigkeit, zu jeder Zeit und in jeder Stellung schlafen zu können. Als aber vor Mittag, wie gewöhnlich, die Nebel zu steigen begannen, legte ich den Peilkompaß weg und trieb zur Rückkehr.

Eine lange Reihe von Felsrippen und Schuttlaren — 16 an der Zahl —, die wir am Vormittag höher oben überschritten hatten, überquerten wir nun bergabwärts und fanden in einer dieser Mulden bei 4900 Meter einen kleinen, aus einem Eisbruch der Höhe regenerierten kleinen Gletscher, aus dessen kristallklarem Abfluß uns der langentbehrte Genuß eines Trunkes aus fließendem Wasser erquickte. Beim Abrutschen im Geröll der Erosionsmulden gerieten wir jedoch

nachher unvermerkt unter das Niveau des Sattelplateaus und hatten deshalb nach unserm zehnstündigen Felsklettern schließlich noch $1\frac{1}{2}$ Stunden zum Plateau wieder hinaufzusteigen. Endlich konnten wir angesichts der wolkenfreien Marwensispitzen auf dem großen Aschenfeld des Sattels zu unserm Lagerhügel bis $\frac{3}{4}$ 6 Uhr hinüberschlendern, wo uns Muini schon von weitem die frohe Botschaft entgegenjubelte, daß gebratene Hühner aus dem Mittellager angekommen seien. So hatten wir fast jedesmal eine substantielle Belohnung für unser Tagewerk und waren glücklicher dabei als bei Pommeroy und Greno in irgendeinem Schweizer Kurushotel.

Die bösen Erfahrungen, die wir infolge der klaren Höhenluft wiederholt in den Entfernungsschätzungen am Kibo gemacht hatten, veranlaßten uns, für die noch geplante letzte Kibosteigung wieder einmal ein Bivak am Kibokegel selbst zu beziehen. Bei der Rückkehr von der Nordseite des Berges hatten wir zu diesem Behuf ein Trümmerfeld nördlich von den „Drillingen“ am Osthang des Kibo ausersuchen, wo unter Lavablöcken mehrere Höhlen zu erkennen gewesen waren. Senkrecht über ihnen klappte am oberen Kiborand eine große Scharte im Eis, und dort wollten wir nun noch einmal unser Glück versuchen, um unsere Beobachtungen und Messungen zu ergänzen und in den Kraterzirkus selbst hineinzuklettern.

Muini Amani machte ein saures Gesicht, als er wieder von einem Bivak hörte, aber er folgte doch willig mit den Schlaffsäcken und Decken, als wir, selbst mit dem Steiggerät, den Instrumenten und dem Proviant beladen, am 18. Oktober nach 2 Uhr nachmittags unserm Zeltchen den Rücken kehrten. Auf dem Sattelplateau war es auch heute wieder klar und warm, während von Süden wie von Norden die Wolkenmassen bis zum Plateaurand heraufquollen, um sich hier plötzlich hoch

zum Himmel aufzubäumen und oben scheinbar in nichts zu zerfließen. Unser Ziel lag uns immer vor Augen. Um $\frac{3}{4}$ 5 Uhr traten wir in 4690 Meter Höhe auf die Höhlen zu. Sie sind durch den Zusammenbruch größerer Felsblöcke entstanden, und eine von ihnen bot mit einem engen Eingang und einer tiefen, geräumigen Kammer ein vortreffliches windgeschütztes Bivak. Sie hat von späteren Reisenden den Namen „Hans-Meyer-Höhle“ erhalten und ist der Ausgangspunkt der meisten nachmaligen Besteigungen oder Besteigungsversuche am Kibo geworden.

In den Pelzen und Decken überstanden wir die bisher noch nicht dagewesene Nachttemperatur von -14° C ganz erträglich, und als der Mond in seinem letzten Viertel die Umgebung unserer Felsen fahl zu erscheinen begann, machten wir uns auf; es war $3\frac{1}{4}$ Uhr. Auf kolossalen



Die Bivakhöhle am Osthang des Kibo (4690 Meter).

Schutthalden von anfänglich sanfter Neigung, bald aber von so steiler Erhebung (30 bis 35 Grad) und so mächtiger Ausdehnung, wie sie in den Alpen nirgends zu finden ist, kletterten wir drei Stunden lang bergauf. Von Zeit zu Zeit mußte eine felsige Quermauer überklettert werden, aber in der Hauptsache blieben wir bei Mond- und Sternenschimmer auf den Schuttfeldern bis gegen Sonnenaufgang.

Als ein eisiger Wind aus Nordosten das Auftauchen des Sonnenballes ankündigte, rasteten wir in 5500 Meter eine halbe Stunde unter Felsenschutz und begrüßten Helios freudig, der sich von der höchsten Spitze des Mawensi sieghaft zum Himmel emporschwang. Die tiefen Ebenen waren von lichtgrauen Stratusschichten überdeckt, über denen im Süden, hoch von ihnen getrennt, dunklere Cirruscharen langsam mit dem Antipassat nach Südosten zogen. Der Kibo über uns, das Sattelplateau unter uns und der Mawensi uns gegenüber leuchteten graublau, braun und rot in der Morgensonne.

Weiter kletterten wir an den Felsrippen entlang über morsche Laven und Obsidiane, die in prachtvoller Bänderung das ganze Farbenspektrum auf sich zu vereinen scheinen. Langsam kamen die oberen Eismauern näher, und um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr ließen wir uns an ihrem Rand in 5765 Meter Höhe unterhalb der großen Ostscharte zum Anlegen des Gletscherwerkzeugs nieder. Rechts, also nördlich von uns, verlief die Eismauer, anfänglich in imposanten, teilweise überhängenden Wänden von 60 bis 70 Meter Höhe, nach Norden in fast immer gleicher Höhe auf dem Krater rand hin. Auch von unserm günstigen Standort aus streckte sich die Eisoberfläche zuerst so glatt und buckelig hinauf, daß eine Anzahl Stufen gehauen werden mußte, aber schon nach zehn Minuten traten wir in die Scharte (5860 Meter) ein, in der wieder der Fels stellenweise aus dem Eis ragte, und bekamen freien Ausblick in den großen Kraterzirkus.

„Heute geht's fix“, rief Purtscheller befriedigt; „wenn keine Überraschungen kommen, sind wir in dreiviertel Stunden drunten im Krater und um Mittag schon wieder im Bivak.“ Aber das Aussehen der vor uns liegenden Penitentes-Felder ließ mich zweifeln, und die gefürchteten Überraschungen kamen bald genug. Das Eisfeld, das sich

bis zum Fuß des im Grund des Kessels stehenden niedrigen Eruptionskegels hin erstreckt, ist von Sonne, Wind und Schmelzwasser an seiner Oberfläche fürchterlich zerschmolzen und zersfurcht. Ohne zeitraubendes Zögern stiegen wir in das Chaos hinein; von Spitze zu Spitze, von Schneide zu Schneide suchte sich der Fuß einen festen Halt, aber oft trugen die Eistafeln die Körperlast nicht und ließen uns bis unter die Arme in die engen Spalten einbrechen. Die Knie und Arme wurden wund bei solcher Arbeit, die Hände trotz der Hand-



Hans-Meyer-Scharte.

schuhe eiskalt und gefühllos. Und je weiter wir hinabkamen, desto schlimmer wurde es.

Endlich, nach einer Stunde, hatten wir den steinigen Grund des Kraterbodens in 5770 Meter Höhe unter unsern Füßen und gingen ans Werk, um durch das wildzerflüftete Eis noch weiter zum Eruptionskegel vorzudringen, dessen braune Aschen und Laven herausfordernd hinter einem hohen bastionartigen Eiswall standen. Aber der Versuch schlug wiederholt fehl, und mißmutig stand ich davon ab, als Purtscheller schließlich erklärte: „Wenn Sie weiter in das Eis hineingehen, tragen Sie allein die Verantwortung.“ So gab ich den

Eruptionskegel auf und mußte mir an dem Grund des großen Zirkus genug sein lassen. Bis 9 Uhr verweilten wir in ihm, mit allerlei Beobachtungen beschäftigt, und kletterten dann auf schmalen Eisbrücken zu der südlich über der Ostscharte auf dem Ringwall sich wölbenden Eiskuppe empor. Auf ihrer luftigen Höhe rasteten wir in 5885 Meter bei $+ 10^{\circ}$ Sonnenwärme, aber 0° Schleudertemperatur, eine Viertelstunde.

Die Südost- und Nordseite waren nun genau zu übersehen, während ich früher von der Kaiser-Wilhelm-Spitze aus die West-, Süd- und Ostseite hatte beobachten und aufnehmen können. Der schlammige, aschige und teilweise eisbedeckte Kraterboden liegt am tiefsten im Westen, wo sich der große Barranco wie ein riesiges Tor nach dem Unterland hin öffnet, am höchsten im Norden, wo ihn die vom nördlichen Krater- rand bis zum Eruptionskegel herüberreichenden gewaltigen Eismassen ganz verdecken. Die stufenförmig von den Rändern zum Kraterboden hinabsteigenden Eisgalerien sowie die auf dem Kraterboden liegenden, zu seltsamen Steilformen angeschmolzenen Eisfelder, wahre Eisburgen, sind in ihrem Farben- und Formenwechsel von wunderbarer Schönheit.

Nach beendeter Rast winkten wir „unserm“ Krater und „unserer“ Kaiser-Wilhelm-Spitze ein letztes Lebewohl zu und verließen des Ribo eisige Höhen. Um 10 Uhr waren wir mit Hilfe einer größeren Stufenzahl von der Kuppe herab wieder am äußeren Eisrand unter der Scharte. Die von Norden heranziehenden schweren Nebelschwaden veranlaßten uns zum raschesten Abstieg, der auf den lockeren Schutthalben im erwünschten Tempo vor sich gehen konnte; wo man auf losem Schotter abrutschen kann, wird man zum Abstieg wohl nie mehr als ein Viertel der Zeit des Aufstiegs brauchen. Gegen 12 Uhr nahmen wir an der Büwakhöhle Muini Amani auf,

und weitereilend näherten wir uns so früh unserm Zeltlager am Sattelplateau, daß wir noch, während Muini direkt ins Lager ging, über den 4520 Meter hohen „Roten Mittelhügel“ auf dem Sattelplateau wegklettern konnten, um seine Höhe, seine Gesteine und Schichtenlagen kennenzulernen.

Um 3 Uhr warf ich Rucksack und Pickel am Lagerfeuer ab. Oben in den Eiskammern des Kibo wehte und wallte es bis gegen Abend, und als sich dann das Gewölk verzog, stand der Kibo im rötlichen Abendlicht, auf der Südhälfte weit herab mit Neuschnee bestreut; dies war das Geschenk der aus Norden heraneilenden Wolkenzüge des Mittags, vor denen wir rechtzeitig den Rückmarsch angetreten hatten.

6. Rückkehr nach Moschi.

Unser letzter Tag im Lager am Sattelplateau war herangekommen. War doch mit den Proviantträgern plötzlich Ali, der Wächter des Marangulagers, erschienen und berichtete von Prügelei und Aufruhr unten im Marangulager, die meine Anwesenheit dringend notwendig machten. Damit war über unser ferneres Tun entschieden, unser Aufenthalt in der Höhe abgeschlossen. Und schauten wir zurück, so konnten wir mit den Ergebnissen wohl zufrieden sein. Wir hatten in diesen zwei Wochen vier Ribobesteigungen, drei Mawensibesteigungen ausgeführt, die höchste Spitze des Kilimandjaro erstiegen, den großen Krater des Kibo entdeckt, die ersten afrikanischen Gletscher gefunden und das ganze Hochgebiet gründlich untersucht, topographisch und photographisch aufgenommen und abgesehen.

Der letzten Tage Last war groß, aber noch größer wäre sie gewesen, hätte nicht der getreue Muini Amani, der dem Neger gänzlich ungewohnten Kälte trotzend, alle die Kleinen

zeitraubenden Lagerarbeiten, wie Holz sammeln, Feuermachen, Wasserholen, Stiefelschmieren und anderes mehr, unverdrossen ausgeführt, wodurch uns Muße zu wichtigeren Dingen geschaffen wurde. Freilich blieben uns immer noch Widrigkeiten genug in unserm einsamen Lagerleben, und zwar waren am lästigsten nicht etwa die nächtlichen Abmärsche um $\frac{1}{2}$ oder 3 Uhr bei Sturm und Kälte, nicht das Bivakieren in eisigen Felslöchern und dergleichen, sondern die rauchige, alltägliche Kocherei, die ich Muini abnehmen mußte, nachdem er einige bedenkliche Proben seiner kulinarischen Künste geliefert hatte, und die langdauernde, notgedrungene Entbehrung jeglicher Körperreinigung aus Mangel an Waschwasser. Täglich entspann sich zwischen uns beiden Europäern ein edler Wettstreit um das Tellerwaschen, weil dieses nasse Geschäft doch auch den Fingern des Wäschers zugute kam, die dabei wenigstens die dickste Schmutzkruste loswurden. Man lernt Selbstverleugnung im afrikanischen Hochgebirge!

Aber diese Widerwärtigkeiten konnte nur die ästhetische Freude an Fels, Eis und Luft und der gewaltigen Größe der Hochgebirgsnatur und die Lust am eigenen Schaffen hinweghelfen. Die Spannung bei der Unternehmung unserer Hochtouren, das Vollgefühl vielseitiger Kraftentfaltung bei ihrer Ausführung, die Befriedigung nach vollbrachter Tat: sie stehen natürlich in erster Linie. Aber auch die vielen stillen Freuden an den Spielen und Äußerungen der mannigfaltigsten Naturkräfte und die Einsichten in ihren kausalen Zusammenhang, die uns in und an unserm Lager erblühten, machten unsere Lage dort oben reich.

Am Morgen der sogenannten Rasttage, wenn das Plateau und die Berge sich im jungen Licht der Morgensonne badeten und unten auf dem Urwald sich die dichtgedrängten hellgrauen Wolkenballen dehnten und schoben, da wurde herum-

gestiegen und photographirt, gemessen, botanisiert, Steine geklopft, daß es eine Luft war. Unter dem Schlag des geologischen Hammers kamen da aus all den scheinbar homogenen, rundlich abgewitterten Blöcken und Trümmern die aller- verschiedensten Gesteinsarten zum Vorschein; kaum eine Ecke der anstehenden Felsen meint es mit der andern gut, und 22 voneinander abweichende vulkanische Gesteine in einer halben Stunde, das ist gewiß nicht wenig!

Ziemlich schnell wird die Sonne wärmer und lockt auf den Höhen des Kibo und des Mawensi kleine leichte Wölkchen hervor, die seitwärts ziehen und verschwinden, um andern Platz zu machen. Bald erhebt sich ein leichter Steigungswind, und unter seinem wachsenden Wehen kommen von unten die schweren Nebel herauf und rücken in langen, geschlossenen Kolonnen zum Sattelplateau vor. Auf der Nordseite des Berges ist ein gleiches geschehen. Fast gleichzeitig mit der südlichen Wolkenskolonne erscheint am Nordrand des Sattelplateaus eine nördliche, und beide Schlachtklinien gehen nun zum Angriff gegeneinander vor. Plötzlich halten sie unter der Wirkung des aufsteigenden Plateauluftstromes still, und wie der Pulverdampf aus zwei sich beschießenden Batterien wallt das Gewölk auf zum Himmel, wo es hoch oben vom Passat erfaßt wird und flatternd sich auflöst.

Sowie die Sonne durch die Nebel verdunkelt ist, macht die Temperatur einen Riesensprung in die Tiefe. Die größte Schwankung, die ich auf dem Sattelplateau beobachtete und sehr unangenehm empfand, war ein Fallen des Quecksilbers von $+ 28^{\circ}$ im Sonnenschein auf $+ 6^{\circ}$ im Nebel innerhalb einer Viertelstunde. Und folgt dem Nebeltreiben ein Schneefall, so ist der Temperatursprung noch größer.

Daher rührt vor allem die ganz erstaunliche Zersplitterung und Verwitterung des Gesteins in diesen Höhen. An den

porösen Laven haben die atmosphärischen Kräfte sehr leichte Arbeit; bis zu beträchtlicher Tiefe sind die Lavafelder schon zertrümmert und zersetzt. Schwerer sind die Gesteine dichter Struktur zu bewältigen, aber auch unter ihnen haben nur noch die dichtesten widerstanden, die jetzt einsam und mit angenagter Oberfläche auf den Aschenfeldern zerstreut liegen und den Krustenflechten eine willkommene Stätte zur Ausbreitung geben, unter welcher der Fels um so schneller seiner Auflösung entgegengeht.

Die riesigen Temperatursprünge, die schnellen Wechsel zwischen größter Lufttrockenheit und übermäßiger Feuchtigkeit im Nebel, Regen und Schnee, das dringende Bestreben der Organismen, sich alle günstigen Umstände in Licht, Luft und Boden irgendwie nutzbar zu machen, geben auch der höchsten Kilimandjaroflora ihr charakteristisches Aussehen. Das Zusammentreten einer größeren Arten- oder Individuenzahl zu geschlossenen Vegetationsformationen kommt in dieser Region der äußersten Extreme nur an besonders gut geschützten und begünstigten Örtlichkeiten vor. So an der Westhalde des Mawensi, so in den Mulden zwischen den Plateauhügeln, wo Gräser und Kräuter sich zu Rasen zusammenschließen, so im Schutz unseres Lagerhügels am Mawensi, wo die Euryopsstaude noch ein kniehohes Gestrüpp bildet. Im übrigen ist es ein Einzelkampf, den die mutigen und zähen Pflänzchen mit dem übermächtigen Klima ausfechten.

Alle diese Gnaphalien, Artemisien, Helichrysen, Rispengräschen usw. haben sich mit einem hellgrauen Haarpelz bewehrt, dessen luftgefüllte Oberhäutchen das Blatt gegen zu starke Erwärmung und Verdunstung einerseits, sowie gegen zu große Benässung und Erkaltung andererseits schirmen und die verschiedenen Arten in der äußeren Erscheinung einander sehr ähnlich machen. Zum Teil stehen die Blüten und Blätter einer

Pflanze in dichte, kugelige Polster gedrängt, um sich gegenseitig sowohl gegen Frost und Wind als auch gegen übergroße Transpiration zu bewahren; zum Teil kriechen sie flach auf dem Boden hin, um von der durch die kräftige Insolation erwärmten Erde den Vorteil zu ziehen, den ihnen die mangelnde Luftwärme versagt. Neben Gelb ist Violett die Lieblingsfarbe der Blüten. Aber auch die Blättchen und Stengel mehrerer einer größeren Wärme bedürftigen Arten haben die violette Anthoxyanfarbe, die ja die merkwürdige Eigenschaft besitzt, das intensive Licht der Höhe zu absorbieren und in Wärme umzuwandeln. Dunkelgrau ist dagegen die Farbe der wenigen animalischen Bewohner des oberen Kilimandjaro, und durch diesen „Melanismus“ wird den einsamen Bergschwalben, Steinschmähern, Eidechsen, Käfern, Spinnen und Timmen nicht nur eine größere Sonnenerwärmung zuteil als durch helle Färbung, sondern auch der unentbehrliche Schutz in dem gleich dunkelfarbigem vulkanischen Gestein, auf dem sie leben.

Wenn die Sonne sich zum Niedergang anschickt und die Temperatur fällt, schläft der Wind ein, die Nebel zerfließen, und Fels für Fels, Eisfeld für Eisfeld entschleiern sich Kibo und Mawensi, um der scheidenden Sonne Lebewohl zu sagen. Wenn der Sonnenball in dem Winkel zwischen Kibo und Meru purpurn hinabsinkt, ist die Beleuchtung der Ebene mit ihren Hügeln, Bergen und Flußläufen am schönsten. Doch das Schauspiel dauert nur kurze Zeit. Schnell zündet die Nacht ihre Kerzen an; ebenso schnell beginnt mit der in diesen luftdünnen Höhen doppelt starken Ausstrahlung zum kalten Nachthimmel der Wind von oben zum Tiefland hinabzuwehen und die Temperatur oft auf $- 12^{\circ}$ oder $- 14^{\circ}$ zu sinken, wo sie zwölf Stunden vorher auf $+ 26^{\circ}$ und $+ 28^{\circ}$ gestanden hatte.

Da endlich für meine Leute die Stunde der Erlösung aus Frost und Nebel schlug, waren sie von erstaunlichem Eifer

beseelt. Schon um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr fanden sich die Träger atemlos vom Mittellager ein, das sie vor Sonnenaufgang verlassen hatten, und in kaum zehn Minuten war unser kleines Kamp abgebrochen und in Bündeln verschnürt. Noch ein halb fröhliches, halb wehmütiges Abschiedswinken zum Marwensi hinauf und zum Kibo hinüber, und im Geschwindschritt ging es den Trägern nach, die auf dem im Verlauf der Wochen regelrecht ausgetretenen Pfad jauchzend und jubelnd vorausgeeilt waren. Die Schneequelle spendete uns einen letzten frischen Trunk, als wir im funkelnden Sonnenschein an ihr vorüberzogen, dann ließen wir den vorderen Plateaurand mit seinen sumpfigen Graspolstern und seinen einsamen grotesken Baumsenecien hinter uns, schritten über den Schneequellbach in die tauigen Grasfluren hinein und trafen nach einem wahren Bettlauf in kaum vier Stunden auf derselben Strecke, zu der wir bergauf zwei Tage gebraucht hatten, am gemütlich qualmenden Mittellager am Muëbach ein.

Der nächste Morgen sah mich mit Muini Amani der kleinen Karawane ein gutes Stück voraus, da ich am oberen Urwaldrand noch einige photographische Aufnahmen zu machen hatte. Als ich dort unter dem Dunkeltuch gerade ein Bild einstellte, schreckte mich Muini mit dem Ruf „tembo, tembo“ auf: Zwei stattliche Elefanten schlenderten langsam aus der Grasflur dem Urwald zu, in dem sie geräuschvoll verschwanden, und als wir danach ihren Wechsel kreuzten, dampften die umherliegenden fußlangen und fußdicken Walzen ihrer Losung noch lebenswarm. Dann zogen wir ohne weiteres Geschehnis durch den stillen, dämmernden und immer wärmer werdenden Urwald in das bewohnte Marangu hinunter. Im Lager überraschten wir die Unsrigen kurz nach Mittag. Der erste Blick zeigte, daß unsere Sorge grundlos war; hier war alles in Frieden. Auch der Aufruhr, von dem Ali Schreck-

liches berichtet hatte, entpuppte sich als eine solenne Prügellei, in welcher meine übermütig gewordenen Somalis den kürzeren gezogen hatten. Mit endlosem Flintenknallen, Stierschlachten, Schwelgen in Fleisch und Hirsebier wurde der Festtag unserer Rückkehr gefeiert und würdig mit einem Freudenfeuerwerk beschlossen, bei dem es Mareale sich als eine Gunst erbeten hatte, die Rakete höchsteigenhändig abbrennen zu dürfen.

Beim Ordnen der Sammlungen und beim Schreiben von Berichten und Briefen nach Europa schwanden nur zu schnell die wenigen Tage der Ruhe in Marangu. Am letzten präsentierte sich der gewaltige Berg noch einmal im Neuschnee. Alle Reliefs traten mit einer Schärfe und plastischen Klarheit hervor, daß ich mit meinem Zeißischen Fernglas erfolgreich die im Hochgebirge selbst gemachten Beobachtungen und Aufnahmen bestätigen und ergänzen konnte. Es war der Abschiedsgruß des Kilimandjaro bis zum Wiedersehen neun Jahre später. Dann traten wir den langen, heißen Rückmarsch zur Sansibar Küste an.

7. Am West-Ribo 1898.

Der Sommer 1898 fand mich, diesmal begleitet von dem Münchener Alpenmaler Ernst Platz, wieder am Kilimandjaro. Schon hatten wir den Nawanzi und die Ostseite des Ribo abgestreift und den Ribokrater erneut von Osten bestiegen; nun war die Westseite des Berges mein Ziel. Von der Nguaro-Höhle (2886 Meter) oberhalb des nördlichen Urwaldes, in der sich meine Karawane während meines Aufenthalts in den Hochregionen häuslich eingerichtet hatte, strebten wir dem Westen zu. Auf der Nordseite des Berges entlang ging es stetig oberhalb 3000 Meter Höhe über leicht gewellte endlose Gras- und Schuttflächen, durch Bachschluchten und über junge Lavaströme weg. Zu unserer Linken hatten

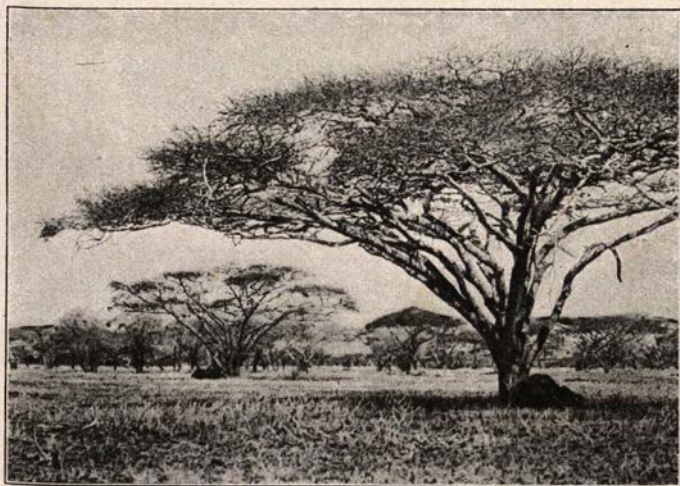
wir immer die über 5000 Meter hoch emporstarrenden Nordwände des Kibo, an dessen Eiskrone sich je weiter nach Westen eine immer gewaltigere Gletscherwelt enthüllte, die meine Erwartungen aufs höchste spannte. So führten uns zwei anstrengende Tagemärsche zur Galumahöhle hin, die unser neues Standquartier für die Westgletscher werden sollte. Am Abend des zweiten Tages tat sie sich endlich vor uns in der Stirnwand eines breiten Lavastromes auf, der sich zusammen mit mehreren andern von Osten her in ein flaches, steiniges Hochplateau, das „Galumaplateau“, hineinwindet. Eine Viertelstunde von ihr entfernt lieferte ein kleiner Quellsumpf das einzige Wasser dieses weiten Westgebietes in der jetzigen trockenen Jahreszeit.

Wir waren hier 3643 Meter hoch, aber trotz der Lage auf freier, kalter, windiger Ebene ganz gut geschützt in der vom Kibo abgewendeten geräumigen Höhle. Da wir noch ein paar Säcke Reis und drei Ziegen hatten, ließ es sich hier zwei bis vier Tage sehr wohl aushalten. Mit Ungeduld hatte ich den nächsten Morgen erwartet, um endlich freien Ausblick auf den bisher hartnäckig in den Wolken verborgenen Kibo zu haben. Als ich bei Sonnenaufgang aus dem Zelt in den kalten, klaren Morgen hinaustrat, traf mich das entschleierte Bergbild mit der vollen Wucht der plötzlichen Offenbarung: Die ganze Westseite des Kibo umwölbend stand ein blanker Eisdom von mehr als tausend Meter Höhe vor mir, von dessen Unter- rand drei breite, durch Felsgrate getrennte Gletscherzungen sich herabwinden.

Der linke, nördlichste, ist der Westgletscher, den wir schon mehrmals die letzten Tage gesehen hatten. Er war uns gegenüber der Eiskrone der nördlichen Kiboseite sehr mächtig erschienen, aber jetzt erwies er sich noch als kleinster neben seinen südlicheren Nachbarn. Sie reichen nahe bis an den Fuß



Hof und Hütte in Dschagga, Süd-Kilimandjaro.



Schirmakazien-Steppe am Südostfuß des Kilimandjaro.



Hütte der Bahutu am Südfuß des Kariffimbi, Nord-Ruanda



Batwa-Zwerge aus dem Bugoje-Wald, Nord-Ruanda.

des Kibo Kegels herab. Dieser selbst aber erscheint wegen der hohen Lage des sich ihm anlehenden Westplateaus niedriger und breiter als von Norden und Süden aus, wo kein solches Hochplateau den großen Schwung der vulkanischen Bergkurve unterbricht und verkürzt. Südlich von den Gletscherzungen klappt nach Südwesten hin in jähen dunklen Felswänden der kolossale Westbarranco des Kibomantels. Wir sehen ihn im Profil; in Vorderansicht nur seine über tausend Meter



Die Galumahöhle am Westfuß des Kibo Kegels (3643 Meter).

hohe senkrechte Südwand, über deren Oberrand die Kaiser-Wilhelm-Spitze gerade noch hervorguckt. Auch in diese große Westkluft senken sich vom oberen Kibo her Eisströme hinein, und jenseits von ihr leuchtet von der Südwestseite des Kibo her der Rand des dortigen mächtigen Eismantels herüber. Es ist eine Fels- und Eiswelt von einer Erhabenheit, wie ich sie bis dahin am Kilimandjaro nicht gesehen hatte.



Selbstverständlich mußte ich dort hinauf. Da Herr Platz am vorhergehenden Tage einen schweren Malariaanfall gehabt hatte und noch sehr matt war, bedurfte er der Ruhe so dringend, daß an seine Teilnahme nicht zu denken war. Auch meine Leute machten mir Bedenken. Die letzten Tage hatten ihre Kräfte arg mitgenommen, viele waren krank, und alle sehr mutlos. Nach langem Verhandeln erklärte sich aber der mir von der Militärstation Moschi mitgegebene Minjamwesifoldat Munifasi bereit, mit mir bis ans Eis zu gehen, wenn seine Kräfte aushielten. Nur mußte ich ihm feierlich versprechen, daß ich ihn in keinem Fall auf das Eis führen werde, denn „dort müsse er unfehlbar vor Kälte sterben“. Auf dieses Versprechen wagten wir es miteinander, und rasch traf ich die nötigen Vorbereitungen für Bivak und Gletscherfahrt. Im Fernglas schien es mir, daß am leichtesten dem mittleren der drei Gletscher beizukommen sei, und zwar vom Fuß eines eckigen Felsturmes aus, der zur Gruppe der von mir nach dem am Kilimandjaro ermordeten Geologen Heinrich Lent benannten „Lenthügel“ gehört. Wie sich nachher zeigte, hatte ich mich nicht getäuscht.

Am 30. August machte ich mich mit Munifasi und vier Trägern, die das kleine Zelt, Wasservorrat und anderes Notwendige trugen, frühzeitig zum Kibo auf. Wie jedesmal, wenn wir von einem Lager zum Kibo anstiegen, sah die Sache ungemein nahe aus. Die außerordentlich klare Luft, die riesigen Verhältnisse des vulkanischen Baues, die langen einfachen Linien und Flächen, die geringe Gliederung des Geländes und der Mangel eines gewohnten Vergleichsobjektes, eines Baumes oder Gebäudes, an dem man die Größenverhältnisse messen könnte, ließen mich immer wieder die Entfernungen weit unterschätzen. Es dauerte anderthalb Tage, bis ich mit Munifasi ans Eis kam.

In möglichst gerader Linie hielt ich auf die Felsnase am Westfuß des Ribokegels zu, über der die Zunge des mittleren Westgletschers sichtbar ist. Wir steigen schräg zu einem mehrere Kilometer langen Schuttwall an, der zu den Felsstürmen am westlichen Ribofuß in ganz allmählicher Hebung sich hinanzieht. Zur Linken, an der nördlichen Basis des Langrückens, lassen wir mehrere breite und flache Lavaströme liegen, die vom Ribofuß herkommen und alle von fünf bis zehn Meter hohen langen Steilstirnen begrenzt sind. Ihre Oberflächen und teilweise auch ihre vom Ribo abgewandten Stirnen haben sehr eigentümlich gerundete Formen und legen mir die Vermutung nahe, daß einst das Gletschereis an ihrer Oberflächengestaltung stark mitgearbeitet hat.

Diese Vermutung wächst, als wir auf dem Langrücken weiter aufsteigen, wo wir nichts als vegetationslose Schutt- und Trümmernmassen von allerlei Art und Größe, von eckiger und runder Form, und umhüllt von einem feinen, grauen, staubigen Boden unter den Füßen haben. Sie wird zur Gewißheit, als wir von der Rückenhöhe nach Süden in ein zirka 150 Meter tiefes Tal hinabblicken, das, an unserm Schuttrücken immer entlang laufend, in wirklich vorbildlicher Weise mit seinem U-förmigen Querschnitt, seinem rundgebuckelten felsigen Boden, den umherliegenden erratischen Blöcken usw. ein altes Gletscherbett veranschaulicht. Der lange Schuttrücken, auf dem wir stehen, ist die hochgewölbte Ufermoräne des einst hier gewesenen Gletschers, die sich an einer Lavabank aufgeschüttet hat, von deren Felskern noch niedrige Klippen aus dem Schutt herausragen. In den Hintergrund dieses alten Glazialtales züngeln vom Ribo her die beiden nördlicheren Westgletscher hinein; der dritte, südliche, biegt nach Süden ab. Ein gutes Stück unter ihnen endet das Tal gerade am Südfuß der uns bisher die Richtung zeigenden

hohen Felsnase in einem Felsenkessel, dessen höhlenreiche, bis hundert Meter hohe Wände einen vortrefflich geschützten Lagerplatz umschließen.

Hier am Fuß des eigentlichen Kibo Kegels, wo der Berg in viel steilerer Kurve anzusteigen beginnt, ließ ich mein kleines Zelt neben einer Höhle in 4357 Meter Höhe aufschlagen, schickte die vier Träger mit dem Auftrag, am nächsten Mittag uns abzuholen, nach der Galumahöhle zurück und blieb mit Munifasi in der steinigten Wüste allein. Unsäglich starr und öde ist diese Felsenlandschaft. Die letzten, obersten Euryopsstauden standen neben meinem Zeltchen und lieferten uns Brennmaterial. Auch hier fand ich die schönsten glazialen Rundhöcker, erratische Blöcke und andere Kennzeichen einstiger Vergletscherung.

Nach leidlich windstillen Nacht machten wir uns vor Sonnenaufgang ans Werk, den Gletschern entgegen. Es herrschte um 1/26 Uhr noch eine Kälte von -4° . Zum Schutz gegen Eis, Wind und Frost hatte sich mein schwarzer Kamerad mit Tüchern und andern Dingen sorglich eingepackt. Wie ein Bergsteiger sah er allerdings nicht gerade aus. An den Füßen trug er über den Wollstrümpfen ein Paar alte gelblederne Schnürschuhe, die Beine staken in Galahosen der preussischen Gardeartillerie, die ich aus meinem abgelegten Landwehroffiziersbestand für den Häuptling Mareale mitgebracht hatte, den Oberkörper schützte eine karierte englische Wolljacke und den Kopf ein altes türkisches Fes, das von einem um die Ohren gebundenen Halstuch festgehalten war. Doch ich gewöhnte mich schnell an diesen unfreiwilligen Theater-effekt, denn Munifasi fand sich mit einer Ruhe und Gewandtheit in das vorher nie geübte Felsklettern, wie ich es bei einem Neger nicht für möglich gehalten hätte. Unter diesen Umständen kamen wir über die ersten Felsenstufen und Schutthalden rasch hinauf. Schon nach anderthalb Stunden hatten

wir den Fuß der Felswand unter dem mittleren Westgletscher (4758 Meter) erreicht.

Am oberen Kibo trieben die Morgennebel ihr tägliches Spiel und ließen die ungeheure weiße Eiskalotte nur für Momente durchschimmern, aber bergabwärts war die Aussicht von bezaubernder Klarheit. Freilich ist auch sie beschränkt durch den Wolkenkranz der Urwaldregion, die hier auf der feuchteren südwestlichen Wetterseite des Gebirges viel weiter in die Ebene hinausreicht als im Norden und Osten und das Unterland mit einem wogenden Wolkenmeer bedeckt. Aber gerade deshalb glaubt man sich auf eine wunderbare Gebirgsinsel versetzt, wie sie in dieser Felsigkeit, Vereisung und Einsamkeit nur dem Polarmeer entsteigen kann. Als eine kleinere Nachbarinsel ragt im fernen Westsüdwesten der Kratergipfel des Meru aus dem Wolkenmeer empor, schneefrei, aber mit hellen Schuttbändern in seinem mächtigen, einen Eruptionskegel umgebenden Kraterzirkus, auf dessen innere Wände wir durch den weiten Einbruch seiner Ostseite hineinschauen.

Die Illusion des Polarmeeres schwindet, sobald ich die Augen westwärts wende. Dort leuchtet jenseits des Galumaplateaus aus einer breiten Lücke des Wolkenringes die rotgelbe Steppe der Massai-Ebene herauf, dort liegt wieder das heiße tropische Afrika, dort aber zeigen sich auch wieder neue interessante Züge des Kilimandjaro-Massivs. In der Fortsetzung des nördlichen Grenzlückens des Galumaplateaus zieht nämlich eine lange Reihe jungvulkanischer Kegel gruppenweise zur Ebene hinunter, wo sie sich dichter und breiter zu scharen scheinen, und in gleicher Linie mit ihnen dämmert am fernen Horizont der wirklich mathematisch geschnittene Kegel eines großen Vulkans, den ich nach der Karte für den Dolboro ansehe.

Inzwischen trafen uns die ersten wärmenden Sonnen-

strahlen über den Kibo herüber. Schnell band ich Munifasi ans Seil und stieg ihm voraus an den vereisten Felsen auf. Er begriff schnell die Handhabung des Eispickels und folgte mir ohne Zögern. In kaum einer weiteren Stunde waren wir oben auf dem Felsen, und nach ein paar Minuten über rutschigen Moränenschutt weg standen wir endlich an der Stirn des mittleren Westgletschers, 4875 Meter hoch. Jetzt war es zu meinem Bergnügen Munifasi selbst, der auf die Gletscherzunge hinauf wollte, nachdem er sich noch am Morgen gegen eine solche Zumutung energisch gewehrt hatte. Es wächst eben auch der Neger mit einem höheren Zwecke. Mit einigen geschlagenen Stufen waren wir oben, und ich taufte den neuentdeckten und zum erstenmal von Menschenfuß betretenen Gletscher nach meinem verehrten Freund Erich von Drygalski, dem erfahrenen Polarreisenden und gründlichen Eiskenner, „Drygalskigletscher“. Auf ziemlich leicht geneigtem Boden erstreckt sich die etwa 400 Meter breite, weiße Zunge vom großen Eismantel des Kibo her. Nördlich von ihr wälzt sich der etwas kürzere nördlichste der Westgletscher (den ich nach dem verdienten Glazialgeologen Hermann Credner „Crednergletscher“ nenne) in den Oberteil unseres Birvaktals hinein, und südlich von uns senkt sich der dritte Westgletscher (der nach dem bekannten Gletscherforscher und Geographen Albrecht Penck „Penckgletscher“ heißen soll) tiefer als sie beide über den dort viel steileren Bergabfall in den von hier unsichtbaren Abgrund hinunter. Alle drei Gletscher gliedern sich an einer steilen Felsenstufe vom großen Eisdom des Kibo ab, der sich über ihnen in viel stärkerer Steigung emporwölbt. Nach Süden hin aber begrenzt und unterbricht den Eispanzer der kolossale Westbarranco des Kibo, in den von oben, vom Kraterkessel her, wie von der nördlichen Flanke noch weitere Gletscher hineinreichen.

Die Oberfläche des Drygallsgletschers wie seiner Nachbarn glaubte ich erst in ein Netz unzähliger Längs- und Querspalten zerrissen zu sehen. Es sind aber Rinnen, die vom abfließenden Schmelzwasser bis drei Meter tief in die Eisoberfläche gesägt worden sind, ähnlich wie die „Penitentes“ oben im Eis des Ribokraters, nur viel tiefer und breiter. Die zwischen den Wasserkanälen stehengebliebenen Brücken, Mauern und Tafeln sind durch die starke Sonnenstrahlung wieder in zahllose, bis $\frac{1}{2}$ Meter hohe Zacken, Säulchen und Stäbchen zerlegt, und alle diese Schmelzformen folgen der Neigung des Gletschers, respektive seines Untergrundes. Kein Quadratmeter Eisoberfläche, der so glatt wäre wie unsere alpinen Gletscher. Über dieses Eis hinauf den Ribogipfel zu besteigen, ist absolut unmöglich; man würde keine hundert Meter weit kommen. Und Munifasi war über diese Unmöglichkeit sichtlich erfreut.

Bei dem Umhersteigen, Untersuchen, Messen und Photographieren war es fast Mittag geworden. Ich mußte an den Rückzug denken, wenn ich nicht die ins Bivak zum Abholen bestellten Träger verfehlen wollte. Darum rutschten wir, bepackt mit Steinen und Eisbrocken, auf der steilen, bis 50 Meter hohen Außenseite der nördlichen Seitenmoräne hinunter auf eine ebene Talstufe und stiegen von da über ausgezeichnet geschliffene und geschrammte Lavabänke, welche beweisen, daß der Gletscher noch vor relativ kurzer Zeit darübergegangen ist, nordwärts in die Talmulde des „Erednergletschers“ hinunter. Ihn selbst betraten wir aber wegen der vorgeschrittenen Zeit nicht, sondern blieben etwa 100 Meter unter ihm.

Zu unserm Bivak zurückgeführt, trafen wir die vier Träger bereits an, die uns im Lager abholen sollten. Auf dem Pfad, den sie getreten hatten, ging es schnell bergab. Von der Höhe der großen, am Bivaktal entlang ziehenden alten Ufer-

moräne bekam ich zum Abschied noch einen prachtvollen wolkenlosen Rückblick auf die drei Westgletscher, den ich photographisch festhalten konnte. An der Galumahöhle bei der Karawane endlich wieder angelangt, fand ich Herrn Platz besser, so daß er eine ganze Reihe hübscher Skizzen des West-Kibo hatte entwerfen können, aber meine Schwarzen schlechter. Die armen, an das Tropenklima gewöhnten Burschen hatten in den nebeligen Tagen und kalten Nächten der letzten Woche trotz Wolldecken und beständig brennender Feuer viel auszustehen gehabt. Trotz Frost und Anstrengungen waren sie immer gutwillig und leistungsfähig geblieben. Nun aber fand ich mehrere von Dysenterie, Bluthusten und andern Leiden befallen, so daß eiliger Abstieg in wärmere und nahrhaftere Gegenden not tat. Noch die letzte Nacht brachte uns eine Minimumtemperatur von $-5,5^{\circ}$, was unserer letzten, sehr mitgenommenen Ziege das elende Leben kostete.

In wenigen Stunden eilen wir über das diesmal in leuchtender, wärmender Morgensonne liegende Galumaplateau zum Kamm der niederen Bergkette hin, die im Süden das Plateau begrenzt. Ohne Mühe erreichen wir ihren Kamm. Dort oben aber, in 3900 Meter Höhe, tut sich vor uns mit einem Schlag eine der großartigsten Szenerien des ganzen Kilimandjaro auf. In einem einzigen, 20 Kilometer langen und ziemlich steilen Gebirgsdach fällt der westliche Kilimandjaro über 2000 Meter tief zum westlichen Dschaggaland hinab. Der riesige Hang ist in zahllose tiefe Schluchten zerrissen und in mittlerer Höhe von dunklem Urwald bedeckt. Es ist die sogenannte Schirakette. Kolossale Felsstürme sind hier oben aus den gleichmäßig nach Südwest einfallenden Lavabänken herausgeschnitten und geben der Landschaft ein ganz alpines Gepräge. Nirgends am Kilimandjaro wächst die stolze Charakterpflanze der baumlosen Hochregion, das Riesen-

Kreuzkraut *Senecio Johnstonii*, in so dichten Beständen wie hier.

In der Fortsetzung des Schirakammes zu dem im Osten hochragenden Kibo hin trifft unser Blick auf die mächtige Westkluft des Kibo. Wir sehen, wie dieser weit über 1000 Meter tiefe, breite Barranco oben vom Kibokrater her einen schmalen Eisstrom empfängt, auf seinen innern Stufen und Hängen aber große Firn- und Eismassen trägt. Von weiter unten sah ich später genau, daß neben mehreren kleineren Eisbändern nicht bloß ein, sondern zwei ansehnliche Gletscher in dem riesigen Schluchtkessel liegen, während sich vom westlichen Kibo-Eismantel eine dritte Zunge teilweise hineinzwängt. Der südlichere dieser Barranco-Gletscher ist der am weitesten bergab reichende Eisstrom des ganzen Kilimandjaro. Ihre Abflußbäche vereinigen sich zum Weruweru, dem größten Fluß des Kilimandjaro, der in einer kolossalen Erosionsschlucht den Barranco nach Süden hin öffnet und fortsetzt.

Von der Höhe des Schirasattels (3906 Meter) begann für meine Trägerkarawane ein mühsamer Abstieg. Der schmale, kaum erkennbare Pfad zieht sich erst an einigen stolzen Felstürmen vorüber und an dem jähem rechten Abhang einer tiefen Talschlucht entlang, 300 Meter über dem Grund, und geht, als die Wand zu schroff wird, auf den Grat zwischen zwei solchen Schluchten über, auf dem man rasch tiefere Regionen gewinnt. Zu Hunderttausenden stehen hier die Rosettenstämme des *Senecio Johnstonii* und der *Lobelia Deckenii* über die Hänge und Talgründe verstreut, und Millionen von weiß, rot und gelb blühenden Immortellen schmücken den braungrauen Lavaboden wie im herrlichsten Frühlingsflor. Die Träger befeißigen sich an den schwierigsten Stellen äußerster Vorsicht; ein einziger Fehltritt würde Mann und Last rettungslos in die Abgründe schleudern. Wegen dieser

Schwierigkeit sind mir ausnahmsweise die nun heraufziehenden Nebel sehr willkommen, denn sie lassen uns nur die nächste Umgebung sehen und verbergen Jaghafteren die drohenden Gefahren.

In der Bodenbewachung spielt von 3800 Meter abwärts wieder *Ericinella Mannii* die Hauptrolle, während *Euryops* verschwunden ist. Die Erikabüschel werden hier bis zwei Meter hoch, aber zumeist sind sie von Bränden verkohlt und niedergesengt; die Bodenfläche ist stundenweit eine schwarze, tote Brandstätte. Wo weiter unten das durch die Unvorsichtigkeit der Eingeborenen entstandene Feuer sie verschont hat, tragen die steilen, kein Wasser haltenden Rämme und Grate zwischen den Schluchten eine ausgeprägte Trockenvegetation, die Bachgründe selbst aber einen dichten Bezug von niedrigen, Feuchtigkeit liebenden Pflanzen.

Allmählich schimmert es uns aus den Tiefen dunkelgrün und massig entgegen: die obersten Zipfel des in die Talschluchten hinaufzüngelnden Urwaldes. Die nordisch kalten Hochregionen des Kilimandjaro, die uns diesmal zwei Wochen festgehalten hatten, liegen damit hinter uns; wir treten wieder in die tropisch warme Zone ein und schlagen nach sechsstündigem Urwaldmarsch endlich in der gesegneten Dschaggalandschaft *Ribonoto* unter fruchtschweren Bananenhainen unsere Zelte auf.

Bergfahrten im ostafrikanischen Zwischenseegebiet: Der Karissimbi 1911.

1. Von Ruasa nach Tamira.

In ganz Ostafrika ist kein Gebiet erdgeschichtlich, morphologisch, floristisch und faunistisch so merkwürdig, nur wenige sind landschaftlich so großartig und schön wie im äußersten Nordwesten unseres Schutzgebietes die Reihen und Gruppen der gewaltigen, bis 4500 Meter hohen *Birungavulkane*. Tätige Feuerberge sind überall auf der Erde durch ihre Erscheinung, Entstehung und tödliche Gefährlichkeit eine „Sensation“, wo immer sie stehen mögen. Wieviel mehr mitten im dunkeln Kontinent, wo sie jahrhunderttausendlang ihr geheimnisvolles Wesen getrieben haben, allein bekannt den unwohnenden Eingeborenenstämmen, bis im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts der erste Blick eines europäischen Forschers (J. H. Speke) aus weiter Ferne auf sie fiel. Und zugleich vernahm ihr Entdecker, daß einer der Bergriesen eine Schneekappe trage. Vulkanische Feuer- und zugleich Schneeberge unter dem Äquator Innerafrikas: das war eine Entdeckung, die alle Welt in Erstaunen setzte und die Geographen zu näherer Erforschung antrieb. Männer wie Stanley, Stuhlmann, Graf Goeken, Hauptmann Herrmann, Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg mit seinen Begleitern und andere haben die Erforschung fortgeführt, und an ihr teilzunehmen

war eins der Hauptziele meiner Expedition von 1911 in das „Zwischenseeengebiet“. Meine beiden Begleiter, Herr Oberleutnant Tiller, dem ich auf dieser Reise die topographische Aufnahme übertragen hatte, und Herr Dr. Hony, der als Arzt die Karawane zu betreuen und als Zoologe faunistische Beobachtungen und Sammlungen anzustellen hatte, sollten mir auch bei den Besteigungen und geographischen Arbeiten im Vulkangebiet behilflich sein.

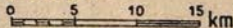
Im Landschafts- und im Kartenbild erscheinen die Virungavulkane als eine 100 Kilometer lange Kette von mächtigen Kegeln, die dem Nordabfall des Hochlandes von Ruanda wie ein ungeheurer Damm vorgelagert ist. Von Westsüdwest nach Ostnordost verlaufend, stehen sie in einem tiefen tektonischen Einbruch, der dort vom „Großen Zentralafrikanischen Graben“ ausgeht und die glutflüssigen Gesteinsmassen der Unterwelt zum Aufstieg und Austritt veranlaßt hat, und verraten schon durch ihre reihenförmige Anordnung den ursächlichen Zusammenhang mit großen Störungslinien der Erdkruste.

Deutlich heben sich in der langen Reihe, die man freilich nirgends ganz überschauen kann — es sei denn auf dem Gipfel des Karissimbi —, drei Gruppen von Kegeln ab, von denen jede wieder drei große und zahlreiche kleine Berge umfaßt. Auch in den kleinsten Hügelgruppen ist eine Reihenordnung zu erkennen, die sich an Spalten des Untergrundes oder der Vulkanmassen selbst anschließt. Die drei Hauptkegel der Ostgruppe sind der Muhavura (4112 Meter), der Ngahinga (3487 Meter) und der Sabinjo (3654 Meter); die der Mittelgruppe der Karissimbi (4506 Meter), der Bisofo (3600 Meter) und der Mikeno (4380 Meter); die der Westgruppe der Niragongo (3469 Meter), der Namlagira (3052 Meter) und der niedrige

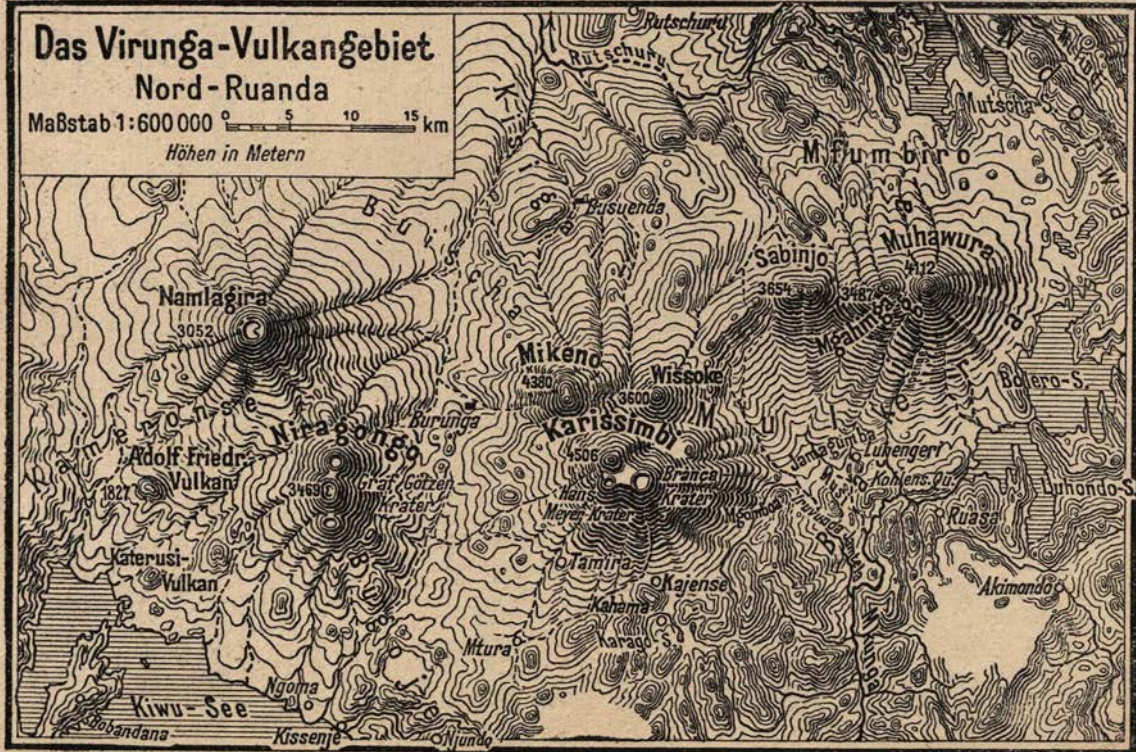
Das Virunga-Vulkangebiet

Nord-Ruanda

Maßstab 1:600 000



Höhen in Metern



Abolf=Friedrich=Vulkan (1827 Meter). Nur die Westgruppe ist gegenwärtig noch in voller eruptiver Tätigkeit, während in den andern Gruppen der aktive Vulkanismus erloschen ist oder doch zu ruhen scheint.

Wir hatten bereits das ganze Ruanda=Hochland von Südosten nach Nordwesten durchzogen, als wir Mitte Juli 1911 kurz vor Erreichung der auf freiem Bergrücken herrlich gelegenen katholischen Missionsstation Ruasa mit dem ersten Ausblick auf die Vulkankette begnadet wurden. Gerade vor uns und nach links hin traten die Berge der Ost- und Mittelgruppe aus dem Dunst des Nachmittags heraus, während die Westgruppe durch Vorberge verdeckt blieb. Vom Muhawura bis zum Karissimbi: sechs nebeneinandergereihte Kolosse und dazu viele Duzende kleinerer Trabanten. Welch ein gewaltiges Panorama himmelstürmender Titanen! Einzelheiten ließen sich an den Bergen noch nicht unterscheiden; dazu war die Entfernung noch zu groß, die Luft noch zu dunstig. Aber gerade darum traten die großen Formen und Linien, die durch das Ganze gehende Einheitlichkeit des vulkanischen Baues, die Harmonie von Form und Licht und Farbe um so eindrucksvoller heraus. Die aus den breiten Lavasockeln sich emporschwingenden wundervollen Kurven der beiden jüngeren und größten Regel Muhawura und Karissimbi, denen man von hier aus noch keinerlei Eingriff der zerstörenden meteorischen Kräfte ansieht, die niedrigeren oben abgestutzten, weil weite Krater tragenden Regelberge Ngahinga und Wissoke, und die bizarre Schroffheit der beiden älteren, schon mehr ruinenhaften Stumpfpfpyramiden Sabinjo und Mikeno ziehen alle mit ihrem herrlichen Konturenschwung das Auge immer wieder nach oben, erheben die Sinne und die Seele in höhere Regionen. In Andacht stehst du kleiner Mensch vor solcher Größe und Schönheit der Gottesnatur, stumm und still und

ganz Gefühl! Zu dir selbst kehrst du erst wieder zurück, wenn das erhabene Bild im Abenddämmer verloschen ist, und findest die Sprache wieder, mit der du deine innere Ergriffenheit anzudeuten versuchst.

Fürwahr, einen schöneren Platz hätten sich die frommen „Weissen Väter“ für ihre Missionsstation Ruasa nicht erwählen können. Drei Tage genossen wir die Gastfreundschaft der Missionare, zogen allerlei wertvolle Erkundigungen über das Umland ein, erbauten uns immer wieder an dem hehren, täglich neue Schönheiten und neue Charakterzüge offenbarenden Gebirgsbild und machten Ausflüge nach den bergumkränzten Seen am Südfuß des Muhawura, wo wir diesem östlichsten der Virungavulkane am nächsten waren. Die Ausbeute an Beobachtungen, Messungen, Sammlungen, photographischen Aufnahmen usw. war für die kurze Zeit unseres Aufenthalts außerordentlich reich.

Dankerküllt schieden wir am letzten Juli von den freundlichen Patres und schlugen die Richtung nach den Vulkanen hin ein. Die Besteigung des Karissimbi, als des höchsten der Virungaberge, war mein nächstes Ziel. Bald hatten wir die Holzbrücke, die unterhalb der Station den Mlungafluß überspannt, hinter uns und folgten dem Fluß eine Strecke weit abwärts auf dem von der Schutztruppe trefflich angelegten Karawanenweg (Barrabarra), der quer durch das ganze südliche Vulkangebiet von Ruasa bis nach Kissenji am Kitusee läuft. Noch haben wir keinen vulkanischen Boden unter uns; noch wandern wir über die alten Tonstiefer Nordruandas. Zu unserer Linken aber braust und schäumt der Mlunga in drei prachtvollen, mehrfach geteilten, von Felsen und Busch gesäumten Kasladen zu einem über 100 Meter tieferen Niveau hinab, wo er seinen Lauf in schilfigen Gewässern sehr verlangsamt. Wir aber steigen an dem von Norden einmündenden

Mpengebach empor, der gleichfalls in einem hübschen, 20 Meter hohen Wasserfall zum Mkunga hinabspringt. Allerwärts sehen wir auf dieser Strecke Terrainstufen und tobende Raskaden über harten Lonschieferbänken, ein sprechender Beweis für das jugendliche Alter dieser Landschaft im Ablauf des Erosionszyklus. Es war ein wichtiger Abschnitt unserer Reise, als wir ein paar Kilometer am Mpengebach aufwärts auf das erste Lavafeld (1883 Meter) trafen. In der Nähe sprudelt eine kleine Kohlensäure Quelle, deren kaltes, perlendes Wasser ein Labsal für jeden Wanderer ist.

Wir wandern erst an der Südgrenze des vom Mgahinga kommenden mächtigen Lavastroms entlang. Faunistisch interessant war uns dieser buschige Bezirk durch den ersten Fund mehrerer Chamäleons, die wie dürre Zweige an den Sträuchern saßen und uns bewegungslos mit ihren wunderlichen Stiel- und Schielaugen anglohten.

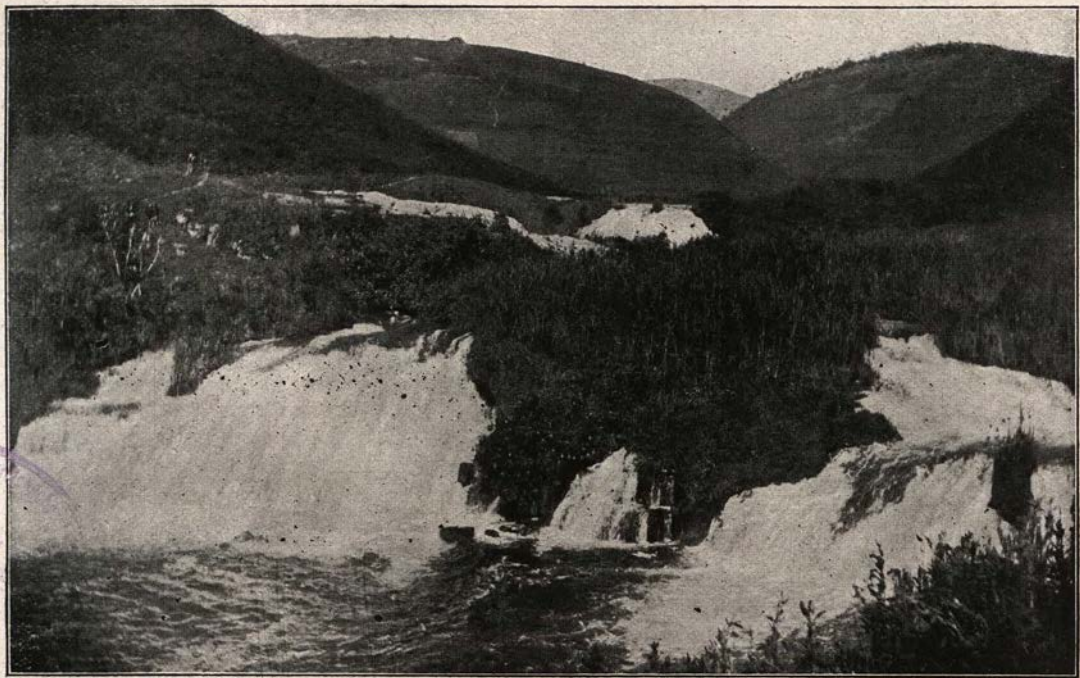
Mit einem Schlag änderte sich das Landschafts- und Kulturbild, als wir eine Stunde später die Lavaebene selber betraten. In langen Wellen, Hügeln und Flächen dehnen sich die Decken von dunkelgrauer Trachytlava aus, da und dort besetzt mit einem einzelnen niedrigen Baum oder Strauch, aber bepflanzt mit Erbsen-, Bohnen-, Bataten- und Hirsefeldern, so weit das Auge reicht. Die kleinen umzäunten und oft von Bananen umstandenen Gruppen der Hütten verschwinden ganz zwischen den Äckern in den Bodensenkungen. Sie suchen die Nähe von Quellen, die aus Lavaklüften hervortreten und schnell wieder in Lavaklüften verschwinden. Die brockige Lava ist meist schon zu einer feinen, schwärzlichen Erde verwittert, die einen vorzüglichen Ackerboden abgibt. Wo die Verwitterung weiter fortgeschritten und das vulkanische Gestein, sei es Lava oder Luff, stark eisenhaltig ist, nimmt auch dieses die übliche rote oder rotbraune Rostfarbe an, die überall im



Batussi des Ruandakönigs Mfinga.



Groszhornrinder der Batussi, Ruanda.



Fälle des Mkungafusses bei Ruasa, Nord-Ruanda.

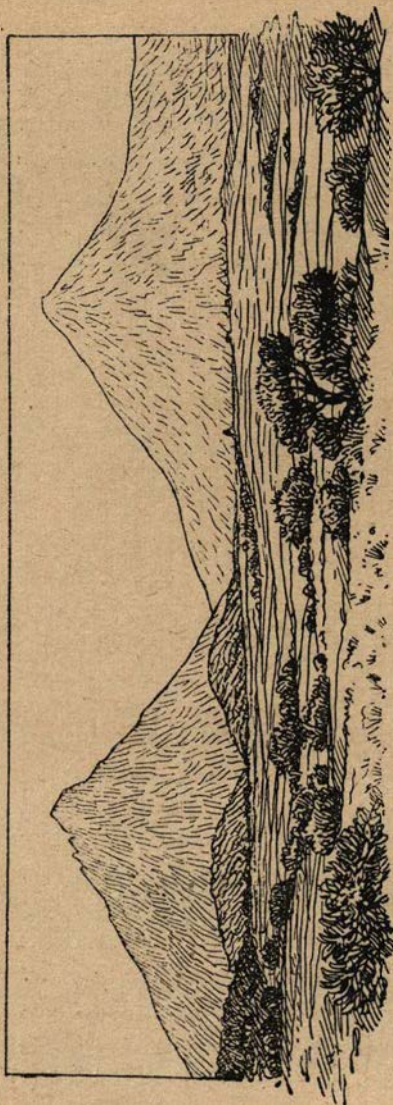
tropischen Afrika die fruchtbaren roten und gelben Böden charakterisiert. Kein Wunder daher, daß diese fruchtbare Landschaft der Kuanda-*provinz Mule*ra zu den dichtest bewohnten ganz Kuandas gehört, in der etwa 100 Bewohner auf dem Quadratkilometer, also ungefähr 170 000 Menschen auf der rund 1700 Quadratkilometer großen Fläche gezählt werden, und daß dieses Land auf der Südseite der Ostvulkane eine einzige riesige Anpflanzung oder Schamba ist, in der



Gefröselava am Süd-Karissimbi.

strichweise noch nicht unter Kultur genommene Strecken oder grasige Weiden mit Rinderherden eingestreut liegen.

Die Bewohner sind *Bakiga*, zwar auch *Bahutu*, d. h. Unterworfenen im Sinne der hier wie in ganz Kuanda herrschenden riesenhaften hamitischen *Batussi*, aber sie haben eine sehr starke Beimischung von Bantu des Kongowaldes, die vor mehreren Jahrhunderten schubweise aus dem Westen eingewandert sind. So ist eine neue ostafrikanische Bantuspezies entstanden, die sich durch robusteren Körperbau, gröbere Gesichtszüge, wilderen Charakter, rohere Sitten, Grausamkeit, Diebsgelüste, Unsauberkeit übel auszeichnet, aber ebenso



Die Wirunga-Vulkane Mifeno (links) und Karissimbi (rechts), von Nordwesten gesehen.

fleißige Ackerbauer, wenn auch ungeschicktere Hüttenbauer als jene liefert. In Mulera wie in der westlichen Nachbarprovinz Bugoje sitzen die Bakiga sowohl an und auf den Bergen wie auf den Lavaebenen, oft in besonderen, je von einer Familie oder Sippe bewohnten Siedlungen neben den Bahutu der alten Ruandabevölkerung und sind immer die Hechte im Karpfenteich, die Unruhe stiften. Erst in jüngerer Zeit hatte Hauptmann Wintgens mit der deutschen Schutztruppe die Auffässigen schnell zur Bernunft gebracht und mitten hinein eine feste „Boma“ gesetzt, in der eine kleine Abteilung von Asikaris (schwarzen Soldaten) verblieben war. Sie heißt Lu-hengeri (1936 Meter). Meine Karawane blieb

aber auf ihrem langgezogenen Marsch durch Mulera unbehelligt und wurde nur von lauten erregten Zurufen der meist unsichtbar bleibenden Eingeborenen begleitet; sie wußten, daß wir 14 gute Gewehre hatten.

Gegen Abend zog der Dunst empor, der in den warmen Tagesstunden von 9 bis 5 Uhr die Landschaft leicht umschleiert und die Fernsicht verhindert, und enthüllte im Norden und Westen ein Gebirgspanorama von wunderbarer Größe und Schönheit. Vom Muhawura im Nordosten bis zum Karissimbi stehen die sechs Vulkanriesen der Ost- und Mittelgruppe mit ihren hohen, breiten Verbindungsrücken als ein gewaltiges Amphitheater im klaren Spätnachmittagslicht vor uns. Ein kaltes Mattblau liegt über den Lavaebenen und unteren Bergmassen. Die Gipfel glimmen im zarten Rosa, und lange dunkelblaue Schatten wirft die tiefstehende Sonne auf die östlichen Bergflanken, in die tausendfachen Schluchten und Kessel. Am eindrucksvollsten sind durch den Gegensatz ihrer Gestalt und Erscheinung der mit wilden Schroffen und Zinnen besetzte Grat des Sabinjo im Norden und der auf breitem Sockel stehende elegante Spitzkegel des Karissimbi im Westen. Hinter seinem schneeweiß gepuderten Haupt geht gerade der Sonnenball goldrot unter und sendet die letzten glühenden Strahlen auf den trotzigen Felsturm des Mikeno, der zwischen dem Karissimbi und Bissoko herüberschaut. Alle diese Bergriesen haben trotz ihrer nahen vulkanischen Familienverwandtschaft eine ausgeprägte Persönlichkeit von eigenem Aussehen und Charakter.

Auf den weiten Lavaebenen aber bis hinauf zu den gerade noch erkennbaren unteren Rändern der dunklen Bergwälder sehen wir Hunderte von feinen, graublauen Rauchwölkchen aus den kleinen Bananenhainen aufwirbeln, die aus den versteckten Hütten emporwirbeln, wo die Balera ihr

Abendessen bereiten. Der Wind ist eingeschlafen, kein Vogel zwitschert mehr, kein Menschenruf wird mehr laut. Die ganze Natur schweigt, als hielte sie selbst den Atem an ob so viel überirdischer Schönheit. Jetzt ist das Sonnenlicht verloschen, immer dunkler blau und immer tiefer senkt sich der Mantel der Abenddämmerung über das erhabene Gebirgsbild, bis zuletzt, um mit Richard Kandts Poetenmund zu reden, die sechs Riesenberge nur noch „wie phantastische, ungeheuerer Tempel eines ausgestorbenen Göttergeschlechts ernst, düster, fast drohend, in die gestirnte Nacht hineinragen“.

Am nächsten Tag steigen wir südwestwärts vom Ruhengerilager auf der gut gangbaren Barrabarra allmählich immer höher zum Südfuß des Karissimbi hin an. Eine Stunde lang geht es weiter über die sorgfältig bebaute Lavabene, wo die Bananen, Strauchbohnen und Batatenstauden zu erstaunlicher Größe aufwachsen und viel mehr Bäume dazwischenstehen als sonst. Breit und lang zieht die Lava in die weit offene Jamagumbabucht der Ruandaberge hinein. Die sie begleitenden Flüsschen Mufi und Samtela, die dem Mfunga zustreben, sind trocken. Als wir an den nördlichsten Sporn der Ruandaberge, der den Ngombogipfel trägt, herankommen, stellt sich uns bei 2020 Meter Höhe ein mächtiger, wallförmiger Lavaström, Truvunda genannt, entgegen, der teilweise ebenfalls in die Jamagumbabucht hineinzieht, teilweise sich am vorspringenden Ruandagebirge staut und ihm nun auch nach Südwesten hin folgt. Auch vom Ostfuß des Karissimbi gehen junge Lavaströme aus und vereinigen sich mit dem Truvunda: ein graues, wildes Chaos von übereinandergewälzten Lavafladen, Brocken und Blöcken, zwischen denen sich die Barrabarra emporwindet wie auf einer Moräne unserer Hochalpen.

Jenseits betreten wir bei 2130 Meter die südöstliche Ebene des Karissimbi, wo ältere, einst dünnflüssige Laven sich aus-

gebreitet haben und dem Anbau der Valera guten Verwitterungsboden darbieten. Kulingo heißt diese wohlbebaute Landschaft. Sie streckt sich zwischen 2150 und 2300 Meter Höhe aus und geht bei 2400 Meter mit rasch steiler werdendem Gelände in den Urwald des Karissimbi über. Nirgends aber gibt es hier auf den unteren Südauskäufem des Karissimbi einen rieselnden Wasserlauf, sondern nur einige schnell versickernde Quellen und am Rand der Lavadecken am Fuß der Ruandaberge eine Reihe von Lämpeln.

Die hier herrschende Hütten- und Siedelform läßt schon äußerlich erkennen, daß die Bewohnerschaft am Süd-Karissimbi überwiegend aus Bakiga besteht, und echt bakigamäßig ist auch das wüste Aussehen der Menschen, die Unordnung und der Schmutz bei den Hütten und das Geschrei, mit dem Männer und Weiber unsern Durchzug begleiten. Sie hatten offenbar kein reines Gewissen, denn zu Dutzenden sahen wir sie aus den Dörfchen bergauf in die Wälder des Karissimbi flüchten.

Nun wölbt sich, als wir ohne Raft weiterwandern, ein hoher, ganz junger Lavaström (Leucit-Basanit) vor uns auf, der, man sieht nicht woher, über eine Stunde breit und völlig wüst, nach Südsüdwesten zieht, wo er beim Stausee Karago endet. Kunsana nennen ihn die Eingeborenen. Immer höher schlängelt sich der Weg auf ihm zur Südseite des Karissimbi hinan, immer heißer brennt die Sonne, immer dumpfer wird die Atmosphäre in dem Geklüft, bis endlich der höchste Punkt der Wölbung in 2577 Meter erreicht ist, worauf wir bald das öde Lavafeld hinter uns lassen und uns einer niedrigen, baumumstandenen Felswand nähern, wo eine kleine Quelle dem Tonschiefer entspringt. Dahinter beginnt der Bambuswald des Karissimbi. Es ist der Lagerplatz Kajense (2515 Meter), der am Fuß der nördlichen Randberge Hoch-

ruandas außerhalb der Laven in der Landschaft Kurivale gelegen ist. Ein Dorf ist nicht in der Nähe unseres Lagerplatzes.

Trotzdem besuchte uns am Nachmittag aus seinem fernen Wohnsitz der Häuptling („Großmtuale“) *Kahama* mit dem üblichen Gefolge von *Batussi* und *Bahutu* und brachte einen Vorrat guter Lebensmittel für mehrere Tage, der uns auf dem menschenleeren oberen *Karissimbi* höchst nützlich wurde. *Kahama* gehört zu den Flügsten und sympathischsten *Batussi*, die mir begegnet sind. Seine für den reinen *Mtussi* typische Riesengestalt harmoniert mit der Gemessenheit seiner Bewegungen; sein fluges Auge mit seiner verständigen, ruhigen Sprechweise. Da er lange am Hof des Ruandakönigs *Msinga* gelebt hat, wo sich immer ein paar *Suaheli* aufhalten, spricht er auch leidlich *Kisuaheli*, so daß ich keinen Dolmetscher brauchte. Er hat die Bewohner seines Distriktes in fester Hand, aber er sagt selbst, daß in diesen größtenteils von *Bahutu* und von Zuzüglern aus den Nordwestgegenden des *Kivusees* (*Rameronse*) besiedelten Grenzgebieten des Ruandareiches die *Batussi*-herrschaft noch lange nicht so eingewurzelt, die Disziplin der Bevölkerung noch lange nicht so befestigt sei, wie weiter südlich in den nur von *Bahutu* und *Batussi* bewohnten Ruandagegenden.

Auf meinen Wunsch ließ mir *Kahama* gleich zwei seiner Begleiter da, die uns am nächsten Tag durch den Bambuswald bergauf führen sollten. Denn da wir hier schon über 2500 Meter hoch auf dem südlichen *Karissimbihang* sind, wollte ich zum Zweck der Gipfelbesteigung gleich hier von der zum *Kivusee* weiterlaufenden *Barrabarra* abschwenken und nordwestwärts zu der im Walde gelegenen höchsten *Wiehboma* *Lamira* aufsteigen, von der aus auch der Geologe der Herzog-*Adolf-Friedrich-Expedition*, *E. Kirschstein*, seine Gipfelbesteigung des *Karissimbi* in zwei Tagen ausgeführt hatte.

Kurz nach Sonnenaufgang, der den vor Kälte (+6°)

zitternden Trägern weniger wirkliche als suggestive Erwärmung brachte, drangen wir auf schmalem Pfad in den Bambuswald ein (2636 Meter). Fünf Stunden hielt uns dieser untere Waldgürtel des Karissimbi bis nach Lamira hin gefangen. Es ging darin in stetem Wechsel bergauf und bergab und wieder bergauf, je nach der Lage und Dicke der den Berg hang zusammenschließenden Lavadecken. Von diesen selbst aber ist im Wald nichts zu sehen, denn eine mächtige schwarze Humusschicht bedeckt den Boden. Auch von Bachtälern und Schluchten ist nichts zu spüren, denn die ganze Südwest- und Westseite des Karissimbi hat kein fließendes Gewässer. Alles Regenwasser versickert im lockeren Lavauntergrund und tritt erst weiter unten zutage, namentlich am Rande der Lavafelder unter dem Steilabfall der Kuandaberger. Aber das Walddickicht erhält den Humusboden in jeder Jahreszeit feucht, ja stellenweise morastig, so daß es in der Karawane ein fortwährendes Ausrutschen, Hinfallen und Fluchen gibt und wir alle nach einer Stunde an Beinen und Händen aussehen wie Kohlentrimmer. Natürlich wuchert auf dem feuchten, dicken Humusboden der Bambus in ungewöhnlicher Uppigkeit. Da er ohnehin die sanft ansteigenden Flächen, wie sie die unteren Flanken der Vulkane bieten, am meisten liebt, so kommt es hier am Karissimbi zwischen 2200 und 3100 Meter Höhe zu einer so reinen Bambusformation wie an keinem andern der Virungaberger.

Floristisch ist der Bambuswald außerordentlich einförmig: Bambus und immer nur Bambus. Am Boden spärlicher krautiger Unterwuchs von kleinen Farnen, Brennesseln, Balsaminen usw., und nur da, wo der Bambus aus irgendeinem Grund nicht recht aufkommt, einige größere Holzgewächse. Tritt uns sonst in den ostafrikanischen Bergwäldern stets eine verwirrende Fülle von Formen, eine bunte Mischung von hoch

und niedrig, von dick und dünn, von hell und dunkel, von groß- und kleinblättrig entgegen, so haben wir hier ein ganz homogenes Vegetationsbild vor uns wie in einem europäischen Buchen- oder Nadelholzwald. Am meisten möchte ich es mit einem halbwüchsigen Lärchenbestand vergleichen, an den der Habitus der Bambusse und die fahlgrünen Blatt- und Stammfarben sehr erinnern. Heimisch klingt auch das Fauchen des Windes, denn es rauscht nicht wie in einem Laubwald, sondern säufelt und faucht wie in einem Nadelwald.

Da die Schößlinge einzeln aus dem Boden hervorkommen und ein drittel bis ein halbes Meter Distanz halten, ist der Bambuswald eine ziemlich lichte Formation, so daß sich der Pfad ohne Schwierigkeit hindurchwinden kann. Ziemlich hell ist aber auch das Tageslicht zwischen den Stämmen, denn die Bambusse werden hier nirgends höher als 12 bis 15 Meter bei 6 bis 8 Zentimeter Dicke, und die Belaubung der graziösen Wipfel und Zweige bleibt dünn, die Blätter sind schmal.

Von Zeit zu Zeit geraten wir in Waldpartien, wo dünne Lianen von Schaft zu Schaft in dichtem Gewirr sich schlingen und das Haumesser in Tätigkeit treten lassen oder wo Büffel und Elefanten, deren grobe Losung häufig ist, den Bambus so arg zerknickt und zersplittert haben, daß die eisenharten Stämme den Pfad völlig blockieren. Dann ist Vorsicht vonnöten, denn die messerscharfen Bambussplitter reißen böse Wunden, und am Nachmittag im Lager war manches Trägerbein zu verbinden. Von Tieren ist sehr wenig zu spüren, nichts zu sehen, und nur selten etwas zu hören: Der Schrei einer Meerkatze, das Piepsen eines Bögles, das Zirpen einer Zikade; sonst ist alles stumm und einsam. Und ebensowenig ist von den zwerghaften Waldbatwa etwas zu merken, die weiter westlich und südlich im Urwald von Bugoje als Jäger und Sammler in kleinen Herden umherziehen und uns später mehrmals begegneten.

Nach dreistündigem Stampfen und Rutschen und Klettern traten wir auf eine grasbewachsene Lichtung des Waldes hinaus, wo mit einem Male der obere Karissimbi frei und klar vor unsern staunenden Blicken lag.

Wie ein Regelmödeli hebt sich der von leichtem Dunst umfangene obere Berg gegen den mattblauen Himmel ab. Er steht uns noch zu fern, als daß wir Einzelheiten an ihm unterscheiden könnten; nur die radial vom Gipfel ausstrahlenden Wasserrisse heben sich deutlich ab. Ueberrascht aber bin ich von der Erscheinung, daß der Berg, von dieser Südwestseite gesehen, gar nicht frei und gleichmäßig in die südliche Fußebene ausläuft, wie es von Südosten her aussieht, sondern daß er auf einem hohen, breiten und langen Unterbau steht. Von hier unten gesehen nimmt jedenfalls dieser Sockel den breitesten Raum in dem Bergbild ein, über dem der feinschnittene Gipfelkegel nur als ein späterer Aufsatz erscheint. Das Ganze hat nach meiner Erinnerung eine große Ähnlichkeit mit dem Piz von Tenerife, gesehen von der Taoromulde, wo man auch zunächst den breiten Unterbau der Cumbre vor sich hat, die in die Ebene der Cañadas übergeht und dort erst den Piz selber in die Höhe streckt.

Der Karissimbi trug gerade keine Schneekappe, während er am Tag zuvor beschneit gewesen war. Die eintägige unbehinderte Bestrahlung der äquatorialen Sonne hatte genügt, ihn seines schönsten Schmuckes zu berauben. Auch dort oben hat das Dichterwort Geltung: „Aber die Sonne duldet kein Weißes“, denn der Berg ist trotz seiner 4500 Meter nicht hoch genug, seine Gipfelatmosphäre nicht kalt genug, um in dieser südlichen Breite von 1° 30' die von den Gewittern der Hochregion geschaffene flüchtige Schneedecke in der Trockenzeit länger als ein bis zwei Tage zu erhalten.

Vom Karissimbi weg nach Westen schauend, erblicken

wir aber noch einen andern, weiß schimmernden Berggipfel, der, viel niedriger als der Karissimbi, über dem Bambuswald gerade noch aus der Ferne herüberwinkt. Ich sehe sofort, daß es der Niragongo ist und daß die blendend weiße Gipfelhaube nicht Schnee, sondern eine Wasserdampfwolke ist, die dem Krater dieses noch tätigen Vulkans entsteigt und in wechselnder Gestalt sich über den Oberrand des gleich einem Tafelberg breit abgestumpften Kegels fortwälzt.

Von neuem tauchten wir nun in das graugrüne Meer des Bambuswaldes ein, und wieder war es ein mühsames Klettern in dem schwarzen, feuchten Humusboden. Der Pfad stieg schneller an als vorher, es wurde kühler, und schon erschien in dem Bambusdickicht da und dort einer der wunderbar gestalteten großen Hageniabäume als Vorläufer und einzelner Außenposten der über dem Bambuswald von zirka 3000 Meter an den Berg umringenden Hageniaformation.

Gegen Mittag meldete das Auftreten von allerlei Rodungsgestrüpp die Nähe einer Siedlung an, und bald trafen wir, vorbei an ein paar kleinen Bohnenfeldern, auf die von dichten Bambuszäunen umschlossene Hüttengruppe von Lamira (2730 Meter). Es sind nur wenige schlecht gebaute Hütten, die von Batussi bewohnt werden, denen die Aufsicht über die nahebei auf den Waldblößen weidenden Rinder des Ruandakönigs Msinga obliegt. Die Siedlung ist die höchstgelegene am ganzen Karissimbi. Daneben ließ ich das Lager aufschlagen. Die Batussi brachten Bohnen und frische Milch und vor allem frisches Wasser, das aus der einzigen ergiebigen Quelle dieser Bergseite geholt worden war.

Kaum waren die Zelte aufgestellt und die Lagerfeuer angezündet, als es vom oberen Berg her zu wettern und so grob zu regnen begann, daß in kurzem alle Feuer verlöschten und die Träger ihr Abkochen in den Hütten der Batussi fortsetzen

mußten. Wir Europäer aber machten uns in unsern Zelten ans Umpacken für die Hochtour des nächsten Tages, die nur wenige leichte Lasten mitzunehmen erlaubte. Dazu scholl von den Hirtenhütten das laute, fröhliche Geschwätz der warm sitzenden Träger herüber, vom Himmel herab das Krachen des Gewitters und das Platschen des Regens und von fern aus Westen das dumpfe Donnern des aktiven Niragongovulkans.

Als gegen Abend das Wettern und Gießen aufhörte, dampfte der Bambuswald unter den schnell wieder wärmenden Sonnenstrahlen. Mit einem Male erschien aber hoch über uns und über den dichtwaldigen Berghängen der Gipfelkegel des Karissimbi in der herrlichen Klarheit, die sich nach Gewitterregen einzustellen pflegt. Nun sah man die Vegetation in graugrünen Flächen und Zungen bis zirka 200 Meter unter die Spitze hinaufziehen, den Gipfel selbst aber bis weit in den Vegetationsmantel hinunter mit Neuschnee bestreut, der ganz oben sich zu einer geschlossenen Haube zusammenschloß. Die Waldnebel zogen das erhabene Bergbild allzubald wieder zu. Die Batussi aber sagten für den nächsten Tag gutes Wetter voraus.

Von den Batussi hatte ich erfahren, daß vor drei Jahren auf unserm Lagerplatz schon drei andere Basungu (Weiße) genächtigt und von hier aus den Gipfel des Karissimbi bestiegen hatten. Das konnten nur die Herren Schuboz, Mildbraed und Kirschstein von der Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg gewesen sein, deren Spuren ich dann auch auf dem Gipfel gefunden habe. Zwei junge Batussi erklärten sich bereit, uns durch den Wald so weit hinaufzuführen, wie ihre Kenntnis des Berges reichte, das heißt, bis auf die Plateaustufe, die den Branca-Krater und den Hans-Meyer-Krater bei 3800 Meter Höhe trägt. Über das versumpfte Plateau und am Gipfelkegel empor mußten wir dann unsern

Beg selber finden, respektive machen, denn einen Pfad gebe es da oben nicht. Ein Bivak im Wald sei unter allen Umständen nötig. In der Nacht störte uns eine Weile das Rumoren naher Elefanten im Wald, bis sie auf einen Schuß hin mit dröhnendem Trompeten und Brechen das Weite suchten.

2. Die Besteigung des Karissimbipfels.

Bei herrlich klarem, kühlem Wetter begann frühmorgens der Aufstieg durch den Bergwald. Ich hatte nur ein Duzend Träger und zwei Boys mitgenommen. Alle übrigen hatten in Lamira auf unsere Rückkehr zu warten, die drei Tage später erfolgen sollte. Das Gepäck beschränkte sich auf das Allernotwendigste, worunter das Wichtigste ein Zelt für uns drei Europäer und drei Pelzschlaffäcke waren, die schon 1898 und 1903 mir und meinen damaligen Begleitern treffliche Dienste in den Hochregionen des Kilimandjaro und des Chimborazo geleistet hatten. Eigentliche alpine Ausrüstung, wie dort, brauchten wir hier nicht, denn wir hatten keine Gletscher zu bezwingen. Die beiden Batussi gingen als Führer voran und räumten im Wald mit Haumessern die Hindernisse, die sich den Trägern entgegenstellten, aus dem Weg.

Solange wir uns noch im Bambuswald bewegten, ging es in derselben Weise bergan wie am vorigen Tag. Bald aber wird der Berghang steiler, die Träger ermüden schneller und machen öfters Rastpausen als vorher. Auch klagen schon mehrere über stechenden Kopfschmerz, ein Symptom der zunehmenden Höhe, denn wir nähern uns der 3000-Meter-Linie. Allmählich kommt mit steigender Sonne ein kräftiger Wind von unten herauf, und nun beginnt ein Fauchen, ein lautes Knarren und Knattern der sich reibenden und aneinanderschlagenden Bambusschäfte in dem sonst so stillen Wald, wie

es nur hier erlebt werden kann. Tierische Laute sind nicht vernehmbar. Bloß ein einziges Mal wird ein kleiner Buschbock und eine viel farbige Meerkrake gesichtet und ein Vogel, ein Frankolin, geschossen. Elefanten hören wir aber auch hier das Dickicht durchbrechen und finden von ihnen wie von Büffeln unverkennbare Spuren; von Elefanten später sogar noch bei 3800 Meter Höhe in der Region der Baumsenecien. Sogar die Losung eines Menschenaffen wird bei 2800 Meter Höhe gefunden, was das Vorkommen der Anthropoiden, des Tschego oder des Gorilla, auch im Bambuswald des Karissimbi erweist.

Von 2800 Meter an wird der Bambuswald merklich lichter, die Bambusse werden niedriger und kümmerlicher. In größerer Zahl treten Hageniabäume dazwischen auf, und von 3000 Meter an bemerken wir kaum einen Bambusbusch mehr, sondern sind umringt von einer fast reinen Hageniaformation seltsamen Aussehens und Charakters, wie sie auf keinem andern afrikanischen Hochgebirge wieder zu finden ist. Die Bäume stehen 5 bis 10 Meter weit voneinander ab, so daß das volle Tageslicht eindringt und einen unglaublich üppigen Unterwuchs von Sträuchern und Staudenpflanzen hervorruft. Freilich ist der Sonnenschein nicht von langer Dauer, denn in dieser Höhe von 3000 bis 3400 Meter ist der Berg den größten Teil des Tages in Nebel und Wolken gehüllt, die reichliche Niederschläge entsenden. Alles trieft von Nässe. Der häufige Nebel, die Feuchtigkeit und die kühle Luft geben den landschaftlichen Grundton ab, dem die seltsamen Gestalten der Hageniabäume wundervoll eingepaßt sind. Die Bäume sind keineswegs hoch, selten über 25 Meter, aber unten ganz unförmig dick: ich habe mehrere mit 8 Meter Umfang gemessen. Sie strecken von Manneshöhe über dem Boden an mächtige krumme Äste nach allen Seiten aus, die nur wenig süberhaariges und gefiedertes Blätterwerk tragen.

Stamm und Äste aber sind bis obenhin schwer beladen und meist bis zur Unkenntlichkeit eingehüllt in halbmeterdicke Polster von Epiphyten und Moosen und behangen mit 1 bis 2 Meter langen grauen Fahnen von Bartflechten, die im Winde gespenstig hin und her wehen. Wo ein verdorrter Ast niedergebroschen ist, hängen am Stamme lange, dicke Fäden der losgerissenen rostbraunen Rinden herunter und fügen dem trüben, monotonen Farbenklang eine hellere, freundlichere Note ein. Der Unterwuchs aber ist ein einziges undurchdringliches Dickicht von Sträuchern, Stauden und Kräutern. Und darunter ein Wust von naß verfaulenden Blättern und Hölzern und eine noch dickere Schicht von morastigem Humus als im Bambuswald.

Aufs lebhafteste wurde ich an den Urwald des oberen Kilimandjaro erinnert, nur daß dort die sonderbaren mächtigen Hageniabäume fehlen, die „fast wie Felsblöcke anzuschauen sind“. Hier aber wie dort empfängt man einen starken Eindruck von dem greisenhaften Zug, der durch das ganze obere Waldbild geht; greisenhaft nicht bloß durch seine trübe Farbe, seine langen Flechtenbärte usw., sondern namentlich auch durch das sichtlich hohe Alter der Bäume selbst. Man sieht fast lauter uralte Baumindividuen und selten einmal junge Exemplare dazwischen. Es sieht aus, als ob hier eine Pflanzenformation am Aussterben sei, nachdem sich vielleicht ihre klimatischen Daseinsbedingungen so sehr verändert haben, daß ihr Organismus sich nicht weiter anzupassen vermag.

Sichtbar und hörbar reicher als im Bambuswald ist in der Hageniazone dank ihrem offeneren Wachstum und ihrer größeren Belichtung das Vogelleben. Kommt die Sonne heraus, so beginnt es überall zu zwitschern und zu piepsen. Houy erlegte in kurzem zwei verschiedene Nektarinien, einen Haarvogel und eine kleine Grasmücke, und ich könnte schwören,

daß ich wiederholt einen Finken habe schlagen hören wie in den Wäldern meiner Thüringer Heimat.

Nach siebenstündigem Steigen, Gleiten und Klettern im nassen Humus über Wurzelwerk, gestürzte Baumstämme und Steinblöcke sehen wir durch den abziehenden Nebel den bewaldeten Stumpffegel des Hans-Meyer-Kraters — so getauft vom Herzog Adolf Friedrich 1908 — aus ziemlicher Nähe herabschauen. An seinem Fuß wollten wir das Waldlager aufschlagen. Gleichzeitig hörte der Hageniawald auf und ließ uns bei 3440 Meter Höhe in eine schmale Zone von fast reinen Beständen des baumigen *Hypericum lanceolatum* eintreten. Auch hier sind überraschend dicke Stämme von 5 bis 6 Meter Umfang in der Mehrzahl, auch sie total überwuchert von Moosen, Flechten und Epiphyten; aber das Waldbild ist viel freundlicher als in der Hageniaregion durch die vielen jungen Exemplare, die, wie auch manche alte, im vollen Flor ihrer gelben Schmetterlingsblüten stehen, durch die zahlreichen blühenden Untergewächse und durch das strahlende Sonnenlicht, das die Formation durchleuchtet und erwärmt. Blitzschnell schwirren an den Blüten farbenprächige Nektarinien umher und holen, ohne sich zu setzen, mit vibrierendem Flügelschlag gleichsam in der Luft stehend, durch ihre langen Zungen Honig und kleine Insekten aus den Blütenkelchen.

Beim Übergang des *Hypericum*waldes in die nächstfolgende *Senecio*formation trafen wir in 3570 Meter Höhe eine etwas sumpfige Lichtung am Ostfuß des Hans-Meyer-Kraters, wo wir auf einem dichten Teppich von hellgrauer *Alchemilla cineraria* und allerlei Gräsern unser Zelt und die Blätterhütten der Träger aufrichteten, da daneben ein kleiner Weiher mit bräunlichem, aber gutem Wasser das notwendigste Lagerbedürfnis befriedigen konnte. Viele Fahrten des so hoch aufsteigenden ziemlich kleinen, rotbraunen Bergbüffels liefen Kreuz

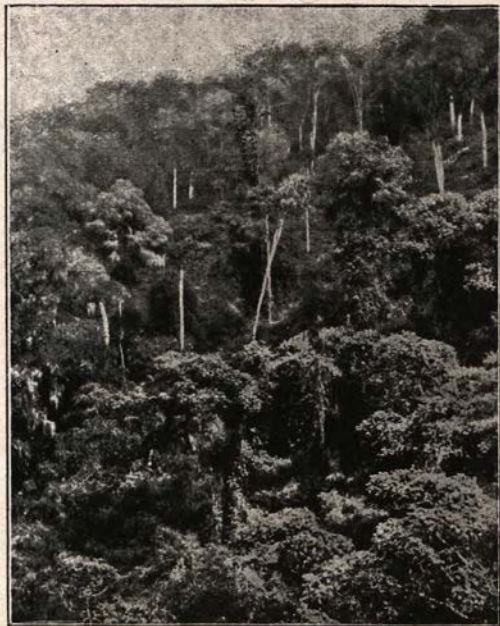
und quer über die Lichtung, weshalb ich dem Platz den Namen „Büffellager“ gab.

Gleich hinter unserm Zelt steigt der Berg in einer steilen Stufe 200 bis 300 Meter hoch zum Plateau des Branca- und Hans-Meyer-Kraters an, bis zum Rande hinauf bedeckt mit einem doppelmannshohen Dickicht von Senecien und Hypericum, das auch unsern Lagerplatz umringt. Der Karissimbipfel aber entzieht sich hinter dem vorspringenden Plateaurand unsern suchenden Augen.

Die siebeneinhalbstündige Steigarbeit durch den Urwald hatte uns alle sehr ermüdet. Der Nachmittag wurde deshalb größtenteils verschlafen. Am Abend setzte vom Hochgebirge her ein kalter Fallwind ein, der bis tief in die Nacht hinein brauste und die Temperatur beträchtlich herabdrückte. Frühmorgens hatten wir $+4^{\circ}$. Die Luft aber war klar und nur noch leicht bewegt und versprach einen guten Tag.

Da das Büffellager 3570 Meter hoch liegt, der Karissimbipfel aber 4506 Meter hoch ist, hatten wir einen rund 1000 Meter hohen Aufstieg vor uns. Das ließ harte Arbeit erwarten. Von den Schwarzen nahm ich außer den Führern nur die beiden Boys mit, die sich freiwillig zur Teilnahme gemeldet hatten. Die übrigen blieben beim Zelt zurück. Um $\frac{1}{2}7$ Uhr ging es los.

Ein schweres Stück Arbeit war gleich der erste steile Anstieg zum 200 Meter höheren Plateau. Hier gibt es keinen Pfad mehr, und mit ihren Haumessern mußten die beiden Batussiführer einen Pfad oder richtiger einen Tunnel durch das unglaubliche Dickicht von Baumsenecien, Hypericumbüschen, Alchemillen und Lobelien schlagen. Mehr auf allen vieren als auf zwei Füßen kletterten und krochen wir ihnen nach und hatten nach einer Viertelstunde keinen trockenen Faden mehr am Leib, teils von dem klatschnassen Pflanzen-



Urwald (Hagenia) am Süd-Kariffimbi.



Ausbruch des Namtagira im November 1907.



Der Kariffimbi im Neuschnee, vom Süplateau (3770 m) aus.

gewirr, teils vom strömenden Schweiß. Um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr hatten wir endlich den Südrand des Hans-Meyer-Kraters (3770 Meter) erreicht und fanden auf ihm zu unserer Überraschung einen von Bergbüffeln und Elefanten getretenen Wildpfad, auf dem wir freiatmend zum Plateau weiterschreiten konnten. Der Rand des Hans-Meyer-Kraters aber ist mit einem Streifen stattlicher baumiger Eriказeenbüsche mit breiten kugeligen Kronen und außerordentlich dichtem Gezweig bewachsen. Hinter dem Eriказeenkranz stürzen die Innenwände des Kraters äußerst steil in die Tiefe. Das Loch ist für einen Krater nicht sehr groß, zirka 450 Meter breit und 250 Meter tief, kreisrund und auf dem grüngrasigen Grunde mit zwei kleinen Lämpeln belegt. Die aus den Wänden hervortretenden Lava- und Aschenbänke von Leuzitbasanit liegen ungestört horizontal und tragen auf ihren Vorsprüngen und Ecken Alchemillenpolster und Senecien. Von einem rezenten Ausbruch ist keine Spur zu bemerken.

Leicht steigt der Pfad zum höheren Ostrand des Kraters (3875 Meter) an, wo sich plötzlich vor uns das Fußplateau des Karissimbi auftut, während vom umnebelten Karissimbifegel selbst bloß der untere Ansaß zu sehen ist. Hier laufen die Wildfährten über das Plateau nach allen Richtungen auseinander, hier hört der Pfad auf, hier ist die Weisheit der Batussiführer zu Ende; sie bleiben zurück und zünden sich vor einem schnell errichteten Blätterhüttchen ein wärmendes Feuer an, um auf unsere Rückkehr zu warten.

Wir stehen nun in der eigentlichen Senecioformation, deren Vegetationsbild nicht minder seltsam und charaktervoll ist, wie weiter unten das des Hageniawaldes. Die etwa $4\frac{1}{2}$ Kilometer lange und $2\frac{1}{2}$ Kilometer breite Plateaustufe ist fast eben und von einem durch die ewigen Regen entstandenen alpinen Moor bedeckt, auf dem zahllose kniehohe

Büſche von Binfen und mächtige Moospolſter die Herrſchaft führen. Darüber aber ſtreben in weiter Verſtreuung hoch empor die geraden und grotesken Geſtalten der Schaftlobelien und Baumſenecien, die nirgends im afrikanischen Hochgebirge, außer vielleicht am Kunſoro (Kunvenzori), ein ſolches Rieſenwachstum erreichen wie hier. Am oberen Kilimandjaro habe ich in der Senecioformation nur einzelne Senecien von 8 Meter Höhe gemeſſen; hier ſind Exemplare von mehr als 10 Meter Höhe weitaus in der Mehrzahl. Kommt dazu noch in der Blütezeit der lange zapfenförmige, mit gelben Blüten dicht beſetzte Blütenſtand, der aus den Enden der großblättrigen, Kandelaberartig ausgeſtreckten Zweige aufſteigt, ſo wird ein ſolches Exemplar wohl 12 und mehr Meter hoch. Abwechſelnd mit ihnen ſtrecken ſich aus dem Moor die mächtigen, von einem dichten weißbehaarten Blattſchopf gekrönten Schäfte der Lobelien empor, die mit ihren langen, lampenpußerförmigen und Hunderte von grau-blauen Blüten tragenden Blütenſtänden auch bis zu 5½ Meter hoch werden. Namentlich an ihnen ſchwirrt eine wundervolle, ſmaragdgrün ſchillernde Nektarinie umher, die erſt in dieſer Region auftritt und in gleichen Höhen auch im Kunſorogebirge vorkommt. Im alpinen Sonnenlicht iſt das Ganze ein prachtvolles, formen- und farbenreiches Vegetationsbild ſonderbarſter Art, im Nebel aber ein Heer von Geſpenſtern, das der Phantafie der Eingeborenen Furcht und Grauen einflößen muß. Schon darum ſteigt ſo leicht kein Schwarzer in dieſe unheimlichen Bergeshöhen.

Es war ein miſerables Gehen und Waten durch das naſſe Hochmoor zum Kariffimbikegel hinan. Da der Nebel dichter wurde, mußten wir mitten im Moor eine halbe Stunde warten, bis wenigſtens eine Anſtiegsroute ausfindig zu machen war. Plötzlich trieb der regelmäßig am Vormittag auf-

kommende Steigungswind die Nebelschwaden auseinander und gab den Berg frei. In wenigen Minuten hatte ich mich orientiert und zog geradestwegs dem Ziel entgegen. In gerader Linie ohne Rechts- und Linksabweichung konnte der Aufstieg zwischen zwei langen Wasserrunsen ausgeführt werden. Mit dem sich hebenden Gelände wird der Boden trockener, aber er überzieht sich jetzt mit einem immer dicker und filziger werdenden Teppich von Alchemillen, die von hier an von dem ganzen Berg Besitz ergreifen und ihn buchstäblich zudecken. Senecien und Lobelien steigen ebenfalls mit, dann aber bleiben die Lobelien zurück, während die Senecien noch ein gutes Stück weitergehen, nach oben immer kleiner und spärlicher werdend, bis sie bei etwa 4200 Meter ganz verschwinden. Bei 4440 Meter hört auch die Alchemilladecke auf, und nur noch Laub- und Lebermoose, Krustenflechten und ein paar Miniaturblütenpflanzen kriechen bis zum Gipfel empor.

In dem lückenlosen Alchemillagewirr war das Vorwärtskommen niederträchtig schwer. Bei jedem Schritt sanken wir anfangs bis an die Knie ein, und die zähen Ranken der Alchemillen legten sich wie Schlingen hindernd um die Beine. Weiter oben ging es etwas besser, aber viel Mühe machte auch dort die Wegmarkierung, denn ich hielt es, da die Nebel wieder wehten, für geboten, zur Kennzeichnung unserer Aufstiegsrichtung in kurzen Intervallen an den Senecien die Blätterbüschel mit dem Bergstock abzuschlagen, um beim Abstieg im Nebel die Richtung nicht zu verfehlen. Oft mußte pausiert werden, um Herz und Lungen etwas zu beruhigen. Steiler und steiler wird der Berghang, der zuerst mit 30° , dann mit 35° und schließlich mit mehr als 40° sich aufschwingt. Die Beine werden in der Höhe über 4000 Meter so schwer, die Atemnot in der dünnen Luft so beklemmend, daß wir an der Erreichung unseres Zieles zu

zweifeln beginnen und nur meine immer wiederholten Aufmunterungen, Drohungen und Versprechungen die Erlahmenden immer wieder vorwärts treiben. So dauert es 3½ Stunden, bis wir die Grenze der geschlossenen Vegetationsdecke bei 4440 Meter erreichen und nun über Felsblöcke und Halden von Verwitterungsschutt klettern können. Hier leuchten mir aus den Gesteinsklüften die ersten Schneeflecken entgegen, 3 bis 10 Meter lang, an der Oberfläche feiner Neuschnee und darunter eine bis 1 Meter dicke Schicht grobkörnigen alten Firnes, der wahrscheinlich das ganze Jahr hindurch im Schutz der Felsen liegenbleibt. Überall rieselt Schmelzwasser zu Tal.

Ich war meinen Begleitern ein gutes Stück voraus, als mit einemmal der Berghang in eine kleine Fläche übergeht. Ich stehe auf dem Gipfel. Keine Spur von einem Krater, sondern eine schmale 30 bis 40 Meter breite Abplattung, die mit flechtenbezogenen, dunklen Lavablöcken (Trachydolerit), graubrauner Erde und mehrfarbigen Lapilli bedeckt ist. Allmählich kamen die übrigen nach, zum Teil äußerst erschöpft und nach nichts als Ruhe verlangend. Nachdem die stürmischen Pulse sich beruhigt und die vor Anstrengung und Höhenwirkung zitternden Muskeln wieder normale Bewegung angenommen hatten, konnten wir uns dem stolzen Gefühl hingeben, den höchsten Gipfel des zentralafrikanischen Seengebietes bezwungen zu haben und auf dem Scheitel des größten und schönsten Virungavulkans zu stehen. Aber das Schwelgen im Siegergefühl dauerte nicht lange, denn meine beiden in Hochtouren sehr wenig erfahrenen Begleiter spürten schnell den Einfluß der großen Höhe auf Kopf- und Magennerven, und ich selbst mußte mich tüchtig rühren, um die kurze Zeit unseres Gipfelaufenthalts nach Möglichkeit auszunützen.

Ich glaube auch, daß dies die Regel bei großen und schweren Gipfelbesteigungen ist, wenn man sich nicht eine

lange, beschauliche Muße und erholende Last auf der Bergspitze gönnen kann. Ja, ich bin so ketzerrisch, überzeugt zu sein, daß die allermeisten Ergüsse über ethische und ästhetische Hochgefühle, die von Bergsteigern auf ihren bezwungenen Gipfeln pathetisch oder sinnig vorgetragen werden und so schön zu lesen sind, erst nachträglich dort oben hinprojiziert worden sind, nachdem der Hochtourist die Anstrengungen des Auf- und Abstiegs hinter sich hat und in Ruhe seinen Gedanken und Empfindungen nachhängen kann. Ich schüttelte also meinen Kameraden gratulierend und dankend die Hand und ging an die Arbeit.

Auf dem höchsten Punkt fand ich einen kleinen halbverfallenen Steinmann. Er barg eine alte Konservenbüchse, der ich ein paar kaum zu entziffernde Zettel mit den Namen Schuboh, Mildbraed und Kirschstein entnahm. Sie waren die Besteiger aus dem Jahr 1908, nachdem schon vorher der Pater Barthélemy von der Missionsstation Njundo als erster den Gipfel bezwungen hatte. Natürlich fügte ich eine kurze Notiz über unsere eigene Besteigung hinzu. Sie ist meines Wissens die letzte gewesen. In und nach dem Krieg hat niemand an Hochtouren auf den Birungagipfeln gedacht.

Der Wind wehte auf der Spitze mäßig stark aus Südosten. Die Temperatur war mit $+5^{\circ}$ nicht kühler, als sie am Abend im Büffelager gewesen war, denn die Sonne schien minutenlang durch die flatternden Nebel und wärmte die Luft leicht an. Solche „lichte Momente“ waren es allein, in denen wir weitere Ausblicke auf das Unterland genossen: Wald, Wald über den ganzen Berg hin und zum Mikeno hinüber auf der Westseite, zum Wissoke auf der Ostseite; Wald nach Süden in das Hochland von Bugoje hinein, wo er sich in unabsehbare Fernen weiter nach Süden zieht. Waldlos nur ein breiter Streifen im Südwesten, wohin wir ein paar Tage später abstiegen. Bis zur Ostgruppe der Birungaberger drang das Auge

nicht vor, denn vom Bissoke an schwamm ein weißes und graues Wolkenmeer über dem Unterland und wölbte sich in hohen Hauben selbst über dem Muhawura und Sabinjo. Das war mir leid, denn der Karissimbigipfel ist der einzige Punkt im Wirungagebiet, von dem man dank seiner Höhe und zentralen Lage die ganze Reihe der Wirungavulkane überschauen könnte, wenn eben das Wetter klar genug ist. Das aber dürfte in einem Gebiet so schroffer Erhebungen, so starker meteorischer Bewegung, so großer Wärme- und Feuchtigkeitsdifferenzen nur höchst selten der Fall sein.

Zimmerhin konnten wir froh sein, auch auf die Westgruppe gelegentlich einen Blick durch treibende Wolken und flatternde Nebel werfen zu können und die breit hingelagerten Stumpfkegel des nahen Miragongo und des entfernteren Namlagira zu bestaunen, aus deren weiten Gipfelkratern weiße Dampfvolken dumpf donnernd aufquellen und hoch oben vom Passatwind in langen horizontalen Fahnen nach Westen gezogen werden, wo sie ganz allmählich in der trockenwarmen Atmosphäre des „Zentralafrikanischen Grabens“ verschwinden. Noch weitere mit dem Zeißglas gesuchte Fernsicht ringsum ist durch die flimmernde Luft des heißen Unterlandes verhindert, in der alle Details der Formen und Farben zu einem einzigen lichten Graubraun oder Graugrün verschmelzen und verschwimmen.

In der Nähe aber fesselt das Auge am meisten ein breiter Krater auf dem flachen Südostfuß des Hauptkegels: es ist der „Branca Krater“, der aus unserer Vogelschau in allen Einzelheiten zu übersehen ist. Als eine flache, Kreisrunde zirka 1½ Kilometer breite Wanne mit niedrigem Rand ist er in die Stufenebene bei zirka 3800 Meter eingesenkt und von einem grüngrasigen Moor erfüllt, in dem an sieben verschiedenen Stellen kleine offene Wasserflächen vermutlich alte Eruptionstrichter anzeigen. Ein ausgesprochener niedriger

Eruptionskegel aber erhebt sich aus der Mitte mit steilen Innenwänden, auf dessen Boden ein hübscher kleiner Kratersee erglänzt. Einzelne Baumsenecien und Schaftlobelien sind auch über die Wanne des Brancakraters zerstreut. Dies ist der Ort, wo E. Kirschstein im Februar 1908 bei dem Versuch, mit seiner Bergkarawane die moorige Kratermulde zu durchqueren, in einen Schneesturm geriet, der seine Leute mit so lähmendem Entsetzen packte, daß die meisten nicht weiterzugehen vermochten und während der Nacht im Schnee und eiskalten Wasser erfroren. Zwanzig Mann, die Hälfte der ganzen Karawane, blieben als Leichen im Moor des Brancakraters liegen. Kein Wunder, daß Kirschstein, sich seiner furchtbaren Verantwortung zu spät bewußt geworden, im mühsam erreichten unteren Karissimbilager zusammenbrach und erst nach mehreren Tagen an die Bergung der oben zurückgelassenen Lasten und an die notdürftige Bestattung der Leichen gehen konnte.

Bei meinen Peilungen und Höhenmessungen und bei den Umblicken auf dem Gipfel war es $\frac{1}{2}$ Uhr geworden. Der Nebel ballte sich immer dichter zusammen, und nun dröhnte auch von Osten der Donner eines Gewitters herauf, das mit dem Passatwind herantrieb. Jetzt hieß es rasch den Rückmarsch antreten, denn ein tropisches Gewitter auf hochragender Bergspitze kann fatal werden. Unsere Aufstiegs Spuren und Wegmarkierungen waren noch gut zu erkennen, so daß wir schnell in die Senecio-region kamen. Da aber brach das Unwetter los mit Blitz und kurzen krachenden Donnerschlägen, mit strömendem Regen und Sturmwind, so daß wir zum Schutz unter die dichten Blätterbüschel der Senecien krochen. Die Temperatur sank auf 3°. Dem Regen mischten sich bald Hagelböen und Schneegestöber bei, und zu allem Überfluß hatte gerade hier Dr. Hony einen heftigen Anfall nervöser Bergkrankheit, die ihn zu jedem weiteren Schritt unfähig machte. Er

erklärte liegenbleiben zu wollen, bis die Sonne wieder schiene, und bohrte den schmerzenden Kopf in die naßkalten Alchemillen. Natürlich konnte ich ihn nicht allein lassen, benutzte aber die erzwungene Pause, um einen bisher noch aufgeschobenen soliden Imbiß von Brot, Zervelatwurst, Schokolade und Kognak — lauter nur für Hochtouren reservierte Delikatessen! — zu mir zu nehmen, an dem sich auf gutes Zureden nicht bloß der recht marode gewordene Liller, sondern nach Kräften auch die beiden schwarzen Boys beteiligten, die doch sonst als gute Mohammedaner sehr rigoros in puncto Schweinefleisch und Alkohol waren. Die beiden strammen Kerle haben sich auf der ganzen Hochtour tadellos gehalten. Sie trugen meine Rucksäcke, die, mit Instrumenten, Proviant, Steinen und Pflanzen vollgepackt, wirklich keine leichte Last waren, und waren immer mit vornean, guten Muts und selbst im Gewittersturm unverzagt.

Inzwischen hatte sich Houy etwas erholt, so daß er gestützt weitergehen konnte, und nun stolperten und rutschten wir im andauernden kalten Regen weiter bergab. Endlich, gegen 3 Uhr, langten wir an dem ebenen Hochmoor wieder an. Dieses aber war durch den Regen und Hagel in einen scheußlichen Sumpf verwandelt, dessen Querung uns ebensoviel Anstrengung und Schweiß kostete, wie vorher der Anstieg zur Spitze selbst. Mit dem kranken Houy im Schleppe brauchten wir eine gute Stunde, bis wir wieder am Hans-Meyer-Krater bei unsern Batuffiführern anlangten, die in ihrem improvisierten Hüttchen die Bartezeit verschlafen hatten. Da der Regen aufgehört hatte, gönnten wir uns eine kurze Rast, um an ihrem Feuer die stocksteif gewordenen Finger zu erwärmen und unsere klatschnassen Jacken auszuringen. Währenddessen zogen die Nebelgeschwader vom Karissimbi weg und ließen uns eine prachtvolle Schneelandschaft der oberen Region er-

schauen. Von der Spitze bis etwa 4200 Meter hinab war der Kegel in einen blendenden Schneemantel gehüllt, an dessen unterem Rand lange schmale Streifen und Fransen noch 200 Meter weiter in den Furchen der Wasserrisse herunterzüngelten. Gegen den dunkelblauen Hochgebirgshimmel hob sich der weiße Riesenkegel in nie gesehener Schönheit ab.

Die klare Luft ließ mich aber noch ein weiteres erkennen: der Südhang des Kegels fällt uns gegenüber unmittelbar und ohne einen weiteren Absatz in den Hans-Meyer-Krater ab, nicht so, daß die Laven des Hauptkegels sich in und über den Hans-Meyer-Krater ergossen hätten, sondern so, daß der letztere den Südhang des Karissimbikegels durchbrochen hat. Der Hans-Meyer-Krater ist offenbar ein jüngeres Vulkangebilde, das durch seine Explosionen ein tiefes Loch in den Abhang des älteren Hauptkegels gesprengt und seine Laven und Auswürflinge auf den vom Hauptkegel abgewendeten West-, Süd- und Ostseiten aufgeschichtet hat, bis sie mit den vom Brancakrater ausgestoßenen Eruptivmassen zusammengewachsen sind und mit ihnen die breite ebene Vorstufe geschaffen haben, die heute wie ein langer selbständiger Rücken der Südseite des Kraters vorgelagert ist.

Nach unserer Rast am Hans-Meyer-Krater ging es durch das wassertriefende Seneciodickicht den steilen Hang hinunter zum Büffelager, wo wir 6½ Uhr, freudig begrüßt von unsern zurückgebliebenen Leuten, wieder eintrafen, rechtschaffen müde, aber voll Befriedigung über die gelungene Gipfelbesteigung des höchsten Virungavulkans.

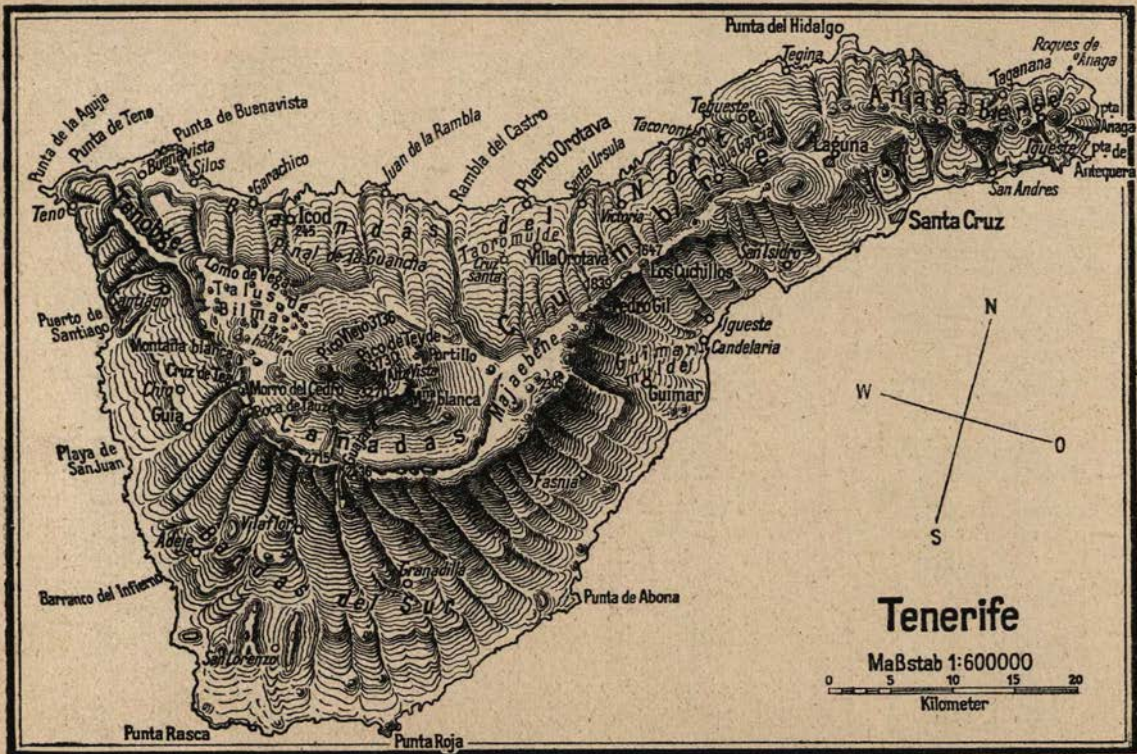
Nach Einnahme einer heißen dicken Suppe fanden wir die wohlverdiente Ruhe in unsern molligen, warmen Schlafsäcken. Aber der ganze Organismus war von den Anstrengungen der elfstündigen Hochtour noch zu erregt, als daß sich der ersehnte Schlaf hätte einstellen können. Houy stöhnte

in erneuten Kopfschmerzen, Liller klagte über Herzbeschwerden, und mich ließ noch stundenlang der Flug meiner Gedanken nicht einschlafen, die den ganzen Tageweg duzendemal hin und her wanderten und vieles festzuhalten versuchten, was auf der Tour nur flüchtig erlebt und erschaut war. Draußen aber an den Feuern waren noch lange die Stimmen der beiden Boys zu hören, die ihren im Lager zurückgebliebenen Kameraden in phantastischer Übertreibung von den Schrecknissen des Hochgewitters und des Schneesturms erzählten und die Bewunderung der andern mit endlosen Ausrufen von Oh, Ah und Eh erteten. Am nächsten Morgen erfuhr ich, daß es nachmittags auch im Büffelager stark gewettert, gehagelt und etwas geschneit hatte. Als Beweis brachte man mir eine mit Blättern zugedeckte Schüssel, die man gestern mit grobem Hagel und Schnee gefüllt hatte, die nun aber zur allgemeinen Heiterkeit bloß Wasser enthielt, in dem ein paar kleine Eisstückchen schwammen.

Als wir 7½ Uhr zum Rückmarsch nach Lamira aufbrachen, war es zwar noch empfindlich kalt bei nur 5°, aber die Sonne schien, und die Träger waren so vergnügt, daß sie trotz des miserablen, morastigen Pfades lärmend und lachend von ihren Heldentaten am oberen Karissimbi renommierten und improvisierte Lieder von diesen wie von den bevorstehenden Ruhetagen und Genüssen in Kissenji am Kiwusee sangen. Im Hageniawald fand ich eine ganze Reihe von Pflanzen, die mir beim Aufstieg entgangen waren, darunter eine mir schon vom Kilimandjaro bekannte herrliche Immortelle, die auf ihren üppigen pelzblättrigen Stauden dicke Büschel von 100 bis 150 silberweißen, innen goldgelben Sternblüten trägt. Sie ist zweifellos das schönste Blütengewächs der gesamten ostafrikanischen Hochgebirgsflora und steht oft in Tausenden von Exemplaren beisammen. Houy schoß im Hageniawald einige bunte Nektarinien, ein dunkelgraues Eich-

hörnchen und fehlte einen Baumschliefer, während im Bambuswald nur mehrerlei niedriges Getier erbeutet wurde, das in die Formolflasche wanderte. Große Säuger kamen uns auch heute nicht zu Gesicht noch zu Ohren, obwohl es genug Spuren von Büffeln, Elefanten, anthropoiden Affen und Raubtieren gab. Unverkennbar von einem Leoparden war die an einer Stelle bemerkte Losung, die noch unverdaute Knochensplitter enthielt, und von Tschegos oder Gorillas stammten nach Aussage unserer Führer die eigentümlichen faustgroßen Bündel ausgekauter Pflanzenreste, wohl Bambusprossen, die hier und da bei unserm Pfad lagen.

Gegen Mittag zogen wir mit Sing und Sang in unser *Lamir* Lager wieder ein, wo sich die stürmische Begrüßung vom Büffellager wiederholte. Wie jedesmal nach beschwerlichen Hochtouren stellte sich jetzt nach der Rückkehr in tiefere Regionen und in gewohntes Milieu eine große körperliche und psychische Ermüdung ein. Die Nachmittagsstunden wurden größtenteils verschlafen. Aber dann verlangte die Expeditionsführung von neuem volle Arbeit. Es muß wieder gepackt, die gesammelten Gesteine, Pflanzen und Tiere müssen präpariert und eingeordnet, die aufgenommenen Photographien entwickelt, und am Schluß die unterwegs gemachten Notizen gesichtet und ins Tagebuch eingetragen werden. Am Abend aber, im bequemen Liegestuhl vor dem Zelt sitzend, mit warmem Wintermantel angetan und das Pfeifchen schmauchend, haben wir drei Wasungu noch den Reise- und Arbeitsplan der nächsten Woche zu besprechen und dafür nötige Vorkehrungen zu treffen. Es ist niemals „genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe“, sondern immer greift wie die Vergangenheit so auch die Zukunft in die Gegenwart hinein und verlangt gebieterisch ihr Recht, im afrikanischen Busch vielleicht noch mehr als in Europa. Und es ist gut so!



Bergfahrten auf der Insel Tenerife 1895.

Der Pico Viejo.

1. Von Guia zur Cueva de los Abejeros.

Das Phantom der „Glücklichen Inseln“ ist wohl so alt wie die Glücksehnsucht des menschlichen Herzens selbst. Je mehr sich der geographische Gesichtskreis erweiterte, desto mehr rückte es hinaus in die Ferne des Ozeans, und an einer kleinen Inselgruppe der Westküste Nordafrikas blieb schließlich der Name haften, auch als das menschliche Streben bereits weit jenseits von ihr nach Süden zu Erfüllung suchte und nüchterne Tatsachenmenschen den Namen der „Kanarischen Inseln“ neben den schönen der „insulae fortunatae“ gesetzt hatten.

Aber er ist auch heute noch berechtigt, denn in wenigen Erdgegenden findet der Reisende ein umfassenderes, großartigeres Naturbild in tausendfältiger Harmonie von zauberhaftem Meer, von gewaltigem, vulkanischem Gebirgsbau, von reizvoller, merkwürdiger Vegetation, von wunderbarer Luftklarheit und milder subtropischer Sonnenstrahlung; kaum irgendwo anders lieblichere Kulturlände und ein freundlicheres, fröhlicheres, wiewohl armes Volk als auf den Kanaren und vor allem auf der vom majestätischen Pico de Teide und seinem kleineren, aber auch noch imposanten Nachbar, dem Pico Viejo, gekrönten Hauptinsel Tenerife. Es ist deshalb kein Zufall, daß unter den Erforschern gerade dieser Insel die größten Namen

immer wieder zu finden sind: Alexander von Humboldt, Leopold von Buch, Wilhelm Reiß verdienten sich hier ihre wissenschaftlichen Sporen, viele andere reißen sich ihnen an, und ein ständiger Strom schönheits- und wissensdurftiger Besucher durchzieht noch heute jährlich die Insel.

Innerhalb der langen Reihe auf einer Bruchlinie aufgestiegener Vulkaninseln am Ostrand des Atlantischen Ozeans steht der Kanarische Archipel als eines der vulkanischen Hauptzentren, sichtlich in der westlichen Fortsetzung des nordafrikanischen Atlasgebirges und wohl im Zusammenhang mit dessen Auffaltung emporgequollen. Seine Hauptinseln sind Tenerife, Gran Canaria, Palma, Gomera, Fuerteventura, Hierro und Lanzarote. Tenerife mit einer Flächenbedeckung von 2026 Quadratkilometer (etwa gleich Koburg-Gotha) ist die größte und schönste unter ihnen, heute ein von Gebirgen erfülltes gleichschenkliges Dreieck, dessen Ecken durch die kleinen vulkanischen Gebirgsstöcke der Anagaberge im Nordosten, der Tenoberge im Nordwesten und der Abaje-Lorenzoberge im Südwesten bezeichnet sind. Sie sind die ältesten Teile des Eilandes, die zunächst durch das etwas jüngere und gleichfalls vulkanische, die Insel durchziehende Cumbregebirge und schließlich durch die im Westen sich mächtig emporwölbende, noch jüngere vulkanische Aufschüttung des Pifgebirges untereinander zu einem Ganzen verbunden worden sind. Auch dieses läßt in seinem Aufbau die Geschichte seiner Entstehung deutlich erkennen: auf einem weit auslaufenden Sockel erhebt sich der riesige Zirkuswall der Cañadas als der alte Einsturzkrater, heute längst ausgefüllt und auch in seiner Umrandung zum Teil verschüttet durch jüngere Massen, von denen sich zunächst der Pico Viejo und dann der Pico de Teide selbst — schlechtthin der Pif genannt — neben zahlreichen kleineren Kegeln aufbauten, deren Krater zum Teil das Schicksal der Cañadas

teilten. Ist doch auch am Pico de Teyde in der Stufe der Rambletta bei 3570 Meter eine alte Kraterform erhalten, aus der dann als jüngstes Gebilde der schlanke Piton bis zu 3730 Meter Höhe emporwuchs.

*

Ich hatte in den Frühjahrsmonaten des Jahres 1895 die Insel Tenerife bereits nach allen Richtungen hin durchstreift und nur ihre höchsten Partien als Krönung der Reise mir noch vorbehalten. Nun war zunächst der Pico Viejo (3136 Meter) mein Ziel. Wenn man sich von Osten her, etwa über Drotava durch das Portillo des gewaltigen Ringwalles der Cañadas, dem Zentrum der Insel, dem Teydegebirge, nähert, tritt einem die hohe, spitz auslaufende Pyramide des Pico de Teyde als eine majestätische Einheit, als das alleinige Berggebilde der Hochregion entgegen. Man ahnt nicht, daß der Pif nur ein Teil, wenn auch der gewaltigste Teil, eines vulkanischen Gebirgsstockes ist, dessen andere Glieder hinter dem Pif, auf seiner Westseite, versteckt liegen.

Naht man dagegen dem Teydegebirge von Westen, etwa von Guia aus, so erscheint in der Höhe ein massiger, breiter Kegel mit stark abgestumpfter Spitze, und man ist erstaunt, daß der Pif, von Westen gesehen, eine so ganz andere Gestalt zeigt als von Osten her. Man weiß zuerst nicht, daß man gar nicht den sonst alles überragenden Pif vor sich hat, sondern einen andern Berg des Teydegebirges, den der Westseite des Pif anliegenden Pico Viejo oder, wie er vom Volk häufig genannt wird, die Montaña Benze. Vom westlichen Unterland aus verdeckt er den Pif gänzlich, obwohl er beträchtlich kleiner ist als jener, und erst wenn man zu seinem Krater hinauf vordringt, wächst mit einem Male der Pif hinter und hoch über ihm empor. Vom nordwestlichen Teil des Teydezirkus gesehen, erscheinen beide Berge fast gleich hoch

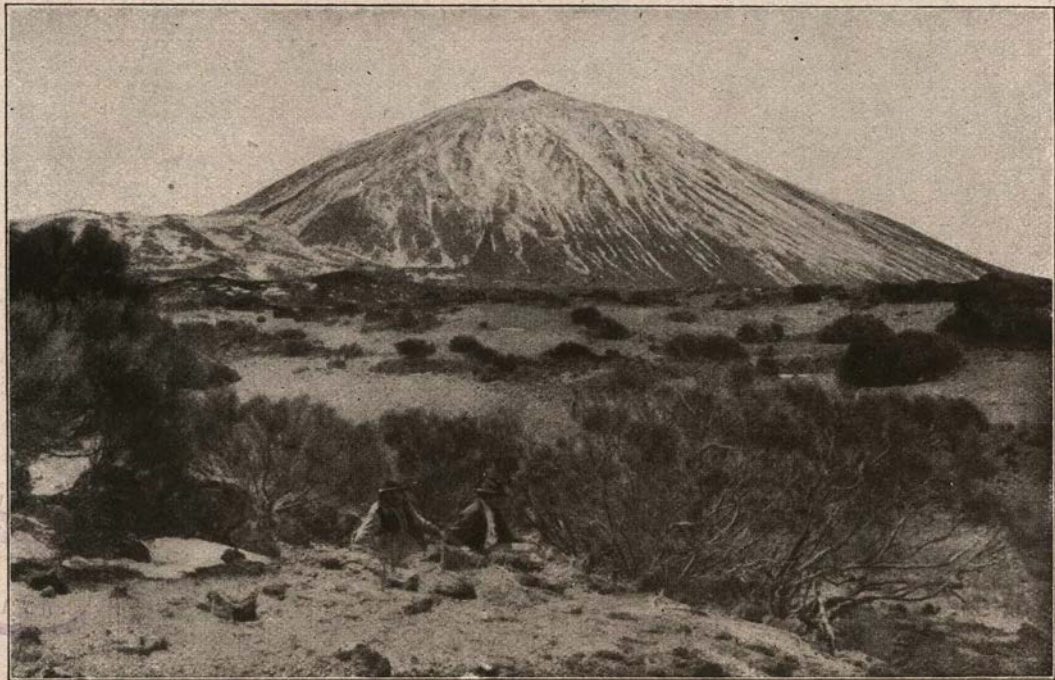
und gleich massig, aber vom nördlichen Tiefland, von oberhalb Tcod aus betrachtet, dominiert der Leyde-Pik wieder mächtig im Landschaftsbild.

Beim ersten Morgengrauen des 23. März 1895 stand ich in dem Städtchen Guia auf dem flachen Dach des Häuschens eines Isleño. Die eng zusammengedrängte kleine Stadt lag noch in tiefem Schlaf, und nur ein paar vorlaute Hähne krächten dem werdenden Tag entgegen. Ringsum dehnen sich meilenweit dunkelgraue und schwarze Lavaflächen in die Dämmerung, einsam, still und öde, nach Westen in langen Halben ganz allmählich zum fernen Meer absinkend, nach Osten in sanfter, schier endloser Böschung langsam zum oberen Rand der Cañadasumwallung ansteigend, die von hier aus wie der zackige Grat einer scharfen Cumbre (Gebirgskamm) aussieht und vom Volk auch Cumbre genannt wird.

Freilich sind die vielen Einschnitte und Lücken dort oben in dem Gebirgskamm nichts anderes als die alten Regenschluchten und Explosionsrisse, von denen der westliche Ringwall des großen Leydezirkus zerfurcht und zersprengt ist. Durch diese breiten „Bocas“ sind die jüngeren Laven des Leydegebirges über die weiten äußeren Berglehnen in unabsehbarer Ausdehnung herabgeströmt, und durch sie dringt der Wanderer auf schwierigen felsigen Pfaden in die westlichen Cañadas ein. Eine der weitesten ist die Boca de Lauze und eine andere die nördlich von ihr sich öffnende Boca zwischen den Felsgipfeln Cruz de Lea und dem Aschenkegel Montaña blanca, durch die sich die Lavaströme herabgewälzt haben, auf denen heute das Städtchen Guia mit seinen benachbarten Siedlungen liegt. In gerader Linie zwischen Guia und dem Pico Viejo liegt aber die Boca am Morro del Cedro, und durch diese breite Kluft blickt der herrliche Regelberg auf Guia herab. Doch nur seine schneeige obere Hälfte ragt über



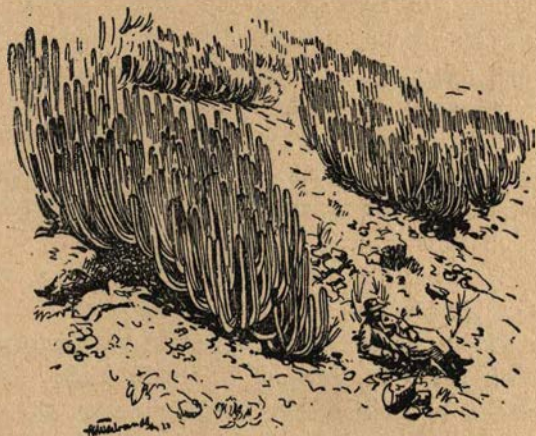
Die Nordseite des Pils und des Pico Viejo, vom Pinal de la Guancha (2000 m) aus.



Die Ostseite des Pitá von der Estancia de la Cera (2130 m) aus.

die dunkle Cumbre empor und leuchtet geheimnisvoll in der frühen Morgendämmerung. Seine weniger beschneite untere Hälfte ist nicht sichtbar, da er weit drinnen im großen Cañadazirkus steht. Aber man glaubt ihn unmittelbar über die Cumbre aufgetürmt zu sehen und ist von seiner Erscheinung doppelt gefesselt, weil er vom Scheitel bis zur vermeintlichen Sohle in einem dichten Schneemantel zu stecken scheint.

Während die ganze düstere Lavawüste rundum noch im



Euphorbia canariensis.

Morgengrauen lag, überflog den obersten Schneegipfel des Pico Viejo plötzlich ein leichter Schimmer des ersten Morgenrotes und zauberte einen Farbenkontrast in die gewaltige düstere Landschaft, wie ich ihn in unsern Hochalpen nur selten geschaut habe. Zur Bewunderung war aber keine Zeit mehr; mein Maultiertreiber José mahnte ungeduldig zum Aufbruch, denn der Weg hinauf ist weit und schwierig und am Tag sehr heiß auf den nackten Lavafeldern. Die verschlafenen Mulos wurden aus dem Stall gezogen, und, schon im Sattel, schlürfte

ich eine Schale dampfenden Tenerifekaffees, den die sorgsame Hausmutter schon jetzt um 4 Uhr früh gekocht hatte. Der Sohn des Hauses ging um geringen Entgelt als Führer mit. José sollte dann mit den Tieren oben am Fuß des Kegels in einer Lavahöhle warten, bis wir zurückkämen, und dort könne, wie unser Führer erklärte, auch genächtigt werden, falls uns die Besteigung zu lange aufhalten würde.

In wenigen Minuten waren wir aus dem schmalen Band der Lavahäuschen von Guia (558 Meter) heraus. Kein Mensch war noch auf der Straße. Noch ein Stück verfolgten uns einige wütende Rötter, die unser Aufbruch im Morgenschlummer gestört hatte, dann nahm uns die Lavawüste auf. Schneller als in unsern heimischen Breiten lichtet sich die Dämmerung und enthüllt sich die Landschaft. Diese aber ist grauenvoll in ihrer Totenstarre. Nur einige Spuntien und Euphorbien wachsen wild in dem Gestein, sonst sieht das suchende Auge nur schwarze Lava und immer wieder Lava, wo nicht der Mensch mit unendlicher Mühe und Geduld die feindliche Natur an einigen Stellen überwunden hat, und wo nun Gerste und Kartoffeln auf kleinen künstlichen Terrassen wachsen. Die erste dieser Dasen durchschritten wir eine Stunde oberhalb Guia in dem Lavanest Aripe (807 Meter), die zweite noch weiter oben bei den Steinhütten von Kirche (854 Meter).

Dicht über dem Dorfe begrüßten uns bei 870 Meter die ersten ganz vereinzelt Pinien (*Pinus canariensis*). Ich war erstaunt, den stolzen Baum hier aus dem blanken Lavafels herauswachsen zu sehen, wo sonst absolut nichts anderes gedeiht. Die Lavamassen bauen sich von nun ab in mächtigen Stufen auf. Jeder höher gelegene, jüngere Lavaström ist infolge der abnehmenden Eruptionsgewalt des Ausbruchskraters kürzer und schmaler als der darunterliegende, ältere Lavaström und endet in einer steilen, kluftigen Stirn, so daß ein un-

geheurer Stufenbau zustande kommt. Was unsere Mulos an diesen steilen Stufen im Klettern zu leisten hatten, das ging selbst nach Josés Ausrufen, der diesen Pfad vorher noch nicht begangen hatte, über das außerordentliche Maximum hinaus.

Gegen 7 Uhr hob sich die Sonne im Osten über den Rand der Cumbre empor, aber ihre Strahlen wärmten uns nicht lange, denn bei 955 Meter nahm uns die Region der unteren Nebel in ihr düsteres Reich auf, und gleichzeitig erschienen die ersten Sträucher der kleineren Ginsterarten, des Codeso, Escobon und Eguargazo, deren dürftige Bestände nach der vorherigen Wüstenei ganz üppig erschienen. Aber die Sonnenstrahlen lösten den Dunst bald auf. Umflutet von grellem Sonnenlicht, arbeiteten wir uns höher bergan und gewannen nach einer Stunde die letzte große Terrainstufe an dem hohen Lavarücken Loma de la cocina (1135 Meter). Hier weht uns schon ein kühlerer Steigungswind in den Rücken. Über uns wachsen die äußeren Felswände der Cañadasringmauer immer höher an, je näher wir ihnen kommen, und verdecken schon den Pico Viejo bis auf den obersten Gipfel, dessen Schneehaube wie eine weiße Cumuluswolke auf dem dunklen Berggrat liegt. Die Loma de la cocina führt uns in mäßiger Steigung, die den angestrengten Tieren verdiente Erholung gönnt, bis zum Rand der Cañadas hinauf, aber es geht langsam. Zu unserer Rechten im Süden stürzt der Lavarücken steil in ein von saftigem Grün überwuchertes Barrancotal ab, wo unser Führer am letzten Bächlein unsere Wassergefäße füllt, und auf der Höhe des Bergwalles dringen wir in immer kräftigere Strauchvegetation ein, deren Hauptgewächs, der Escobon, es gelegentlich sogar bis zu 4 Meter hohen Bäumen bringt. Bei 1944 Meter beginnt dann die Region der Retama, des großbuschigen

kanarischen Ginsters (*Spartium nubigenum*), die auf einigen Strichen, namentlich am Morro del Cedro, noch bis auf die Höhe des Zirkuswalles von einigen Pinien begleitet wird, dann aber allein das Feld beherrscht.

Wir streben der breiten Boca am Westfuß des Felsengipfels Cruz de Lea zu, über der nun in scheinbar nächster Nähe der schneeige Pico Viejo langsam emporsteigt. Das Terrain verflacht sich, der Pfad verschwindet, und wir betreten ein breites, frisches Lavafeld. Hier bemerken wir die ersten Schneeflecken bei 1986 Meter. Unmerklich treten wir durch die Boca in den großen Leydezirklus ein und gönnen nun unsern Tieren die erste halbstündige Rast im Schatten einiger geborstener Blöcke.

Unser Auge ist jetzt ganz gefesselt von dem gewaltigen Bergbild des Pico Viejo, vor dessen erhabener Schönheit alles Umland zur niederen Bedeutung der Umrahmung, der Folie herabsinkt: der hinter ihm stehende Pico de Leyde ist ganz durch ihn verdeckt. Vom breiten, abgestumpften Gipfel des Pico Viejo, der den Krater auf den ersten Blick erraten läßt, wallt der Schneemantel bis zur halben Bergeshöhe herunter; von dort ab tragen seine steilen Abhänge nur wild übereinandergewälzte Lavamassen, größtenteils überschüttet von Schutt und dunklen Lapilli. Auf der Südwestseite sind sie quer durchsetzt von einer langen, tiefen Eruptionspalte, der *Chahorra*, und überragt von mehreren, zirka 100 Meter hohen Schlackenkegeln, aus denen, wie auch aus der Chahorraspalte, in grauenhaftem Chaos die schwarzen, jüngsten Lavaströme des Leydegebirges hervorgebrochen sind. Unterhalb der Ausbruchkegel teilen sich die Lavamassen in zwei mächtige Arme, deren südlicher auf die Boca de Lauze zufließt, während der westliche sich zu uns her wälzt und durch die Boca an der *Montaña blanca*, durch die wir heraufgekommen sind, als *Bolcan*

de Guia ein Stück nach dem Unterland hinabfließt, einst die Orte Guia und Chio von neuem mit Tod und Verderben bedrohend.

Quer über diesen einst Furcht und Schrecken verbreitenden Lavaström führt nun unser Pfad nach Osten zur Nordwestseite des Pico Viejo hinüber. Über zerrissene Kämme und hochgewölbte Rücken, durch Schluchten und Täler arbeiten sich unsere Mulos mühsam auf dem Pfad, der mehr Treppe als Weg ist, durch das schwarze Steinchaos fort. Da ist nirgends solider Lavafels, nirgends weicher Luff- oder Bimssteinboden, sondern nichts als schwarze Blöcke über und unter schwarzen Blöcken, oft so locker aufgestapelt, daß man mitten durch einen Wall hindurch das Sonnenlicht von der andern Seite durchblitzen sieht, und häufig von so wunderlichen Formen, daß man, wie am Wolkenhimmel, am hellen Tag ein ganzes Heer von phantastischen Gestalten vorüberziehen sieht: Bären und Füchse scheinen zwischen Bäumen und Häusern zu lauern, gestrandete Schiffe hängen an hohen Felsen, Daviane spielen mit Krokodilen, römische Imperatoren stehen friedlich neben betenden Mönchen, und hundert andere Spußgestalten gehen, fahren und reiten in dieser Steinwüste umher.

Die Mittagsonne brütet wahrhaft auf dem dunklen Fels, und beständig ertönt ein leises Klingeln und Knattern des unter der ausdehnenden Sonnenhitze zerspringenden Gesteins. José schweigt und überläßt die Tiere ruhig der Führung ihres Instinkts. Mehrmals sinken selbst die zähen Maultiere in die Knie, wenn der von den Wetterwirkungen oberflächlich gelockerte, frustige Schutt unter dem Tritt nachgibt, doch zum Sturz kommt keins der wunderbar vorsichtigen Tiere; und als wir nach anderthalb Stunden jenseits der Laven bei 2070 Meter wieder festen ebenen Bimssteinboden betreten,

sind sie noch ebenso frisch und munter wie am Morgen und knabbern im Vorbeigehen spielend an den Zweigen der Retamabüsche.

Von diesen Bimssteinfeldern bogen wir unter Führung unseres Guia=Mannes bald vom Pfad nach Osten hin zu einem runden, aschigen Vorhügel des Pico Viejo ab, passierten in 2156 Meter Höhe eine runde Steinsetzung, in welcher die Honigsammler von Tcod und Guia zur Zeit der Retamablüte im Mai ihre Bienenkästen aufstellen, und führten unsere Tiere in einem kleinen steilen Tal noch ein Stück bergan, wo sich endlich bei 2198 Meter in einer Felswand eine Lavahöhle in beträchtlicher Größe vor uns aufstet. Sie bietet Raum genug für ein Duzend Menschen und ein halbes Duzend Mulos, und die Holzasche am Boden und die rauchgeschwärzte Decke beweisen, daß sie schon häufig den Honigsammlern als Nachtquartier gedient hat. Daher heißt sie Cueva de los Abejeros, Höhle der Bienenleute. José sattelte ab und richtete sich mit seinen Tieren wohnlich ein, da ich jetzt zum Übernachten in der Höhle nach der Rückkehr vom Pico Viejo entschlossen war.

2. Auf dem Pico Viejo.

Gleich nach einem kräftigen Imbiß machte ich mich mit dem Guiaführer zum Berg hin auf, während José das „Haus“ hüten mußte. Unsere Aufstiegsroute war von selbst gegeben durch einen Höhenrücken, der von unserm Höhlenhügel auf die Westflanken des Pico Viejo hinüberführte, wo hoch oben am Gipfel das tief eingeschnittene Portillo des Kraters unser Ziel war. Auf den steilen Böschungen der Vorhügel war zuerst das Gehen im lockeren Bimsstein äußerst mühsam und zeitraubend. Vor allen Dingen strebte ich aus dem niederträchtigen Bimssteinschutt hinaus auf festeres Terrain, und, einmal dort,

erreichten wir auch bald den felsigen Grat eines Lavakammes, der als ein mächtiger Strebepfeiler der Pico-Biejo-Pyramide direkt zum Gipfel ansteigt. Hier gab es in der ersten Stunde eine schwierige Felskletterei. Die messerscharfen Gesteinsplitter rissen meine Stiefel in Fetzen, während das ungegerbte Leder der Schuhe meines Begleiters ausgezeichnet standhielt. In 2460 Meter Höhe kamen wir auf die ersten großen Schneefelder, und da der Schnee nur oberflächlich erweicht war, so ging es nun besser und schneller bergan.

Die Sonne brannte, trotz der mäßigen Temperatur, mörderlich in der reinen, dünnen Höhenluft, doch von Luftmangel, wie er in gleicher Höhe am Pico de Leyde die meisten Reisenden zu befallen pflegt, bemerkte ich nichts, trotz des schweren Arbeitens der Lungen und des Herzens. Wo bei 2584 Meter die zusammenhängende Schneedecke des oberen Bergtheiles beginnt, hielten wir eine kurze Rast.

Von nun an hebt sich der Berghang unter 25 Grad bis zum Fuß des Kratereinschnittes. Diesen aber lassen wir rechts und klettern mit 30 Grad Steigung langsam und stetig zu dem links über dem Portillo thronenden Felsgipfel des westlichen Kraterrandes hinauf, wo wir endlich um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr vom Grat aus (2943 Meter) vor uns den großen Gipfelkrater des Pico Biejo sich öffnen sehen. Der erste Anblick überrascht mich im höchsten Grad. Ich hatte einen tief in den Berg eingesenkten Kraterschlund erwartet und sah statt dessen einen weiten, durchschnittlich 150 Meter tiefen Zirkus vor mir, von zirka $1\frac{1}{2}$ Kilometer Durchmesser und mit einem ebenen Bimssteinboden, zu dem die Umwallung im Westen und Süden in jähem Wänden abstürzt, im Norden und Osten aber zwischen den Felsmauern in vielen Schutthalden hinuntersinkt, so daß man dort ohne Schwierigkeit hinabsteigen kann. Am höchsten ragt die Zirkusumwallung im Osten empor (3136 Meter).

Dicht am Portillo aber fällt der Boden der Caldera plötzlich zu einem zweiten, kleineren Kratertrichter in die Tiefe, dessen Grund ebenfalls von Norden her auf einer steilen Schutthalde zugänglich ist. Es ist ein sekundärer Krater in der großen Caldera, 75 Meter tief unter der Bodenfläche des Hauptkraters. Seine einstige Explosion ist es gewesen, welche die tiefe Scharte des Portillo aus dem Ringwall ausgesprengt hat. Aber sein Ungestüm hat ausgestürmt, sein Leben ist erloschen; nicht einmal Wasserdämpfe entsteigen ihm mehr, und selbst seine Bodentemperatur ist nicht mehr erhöht. Durch das Portillo sind sogar schon einige Pflänzchen in den kleineren Krater eingedrungen und haben neben Schwefelkrusten Stand gefaßt.

Auf allen Vorsprüngen, Schichtköpfen und Pfeilern des Ringwalles lagen bis 1 Meter hohe Schneebänke, die Schutthalden schienen fast ganz aus Schneewehen zu bestehen, und die Bodenfläche der Caldera überzog eine dicke Schneedecke, aus der nur die schwarzen Zacken einiger kleiner Lavahügel herauslugten. Die schroffen Formen der Steinlandschaft waren durch die weichen Schneelinien wunderbar gemildert. Nur die besonnten Südseiten der Felsen standen ohne Schneehülle finster und eckig da. Über dem östlichen Ringwall aber steigt die herrliche schlanke Pyramide des Pico de Leyde majestätisch zum Himmel empor. Blendende Schneefelder umhüllen namentlich seine Nordseite und funkeln geradezu metallisch auf dem tief dunkelblauen Hintergrund des Firmaments. Die Südseite des obersten Gipfels, des Piton, ist dagegen infolge seiner Innenwärme ganz schneefrei und erwirkt einen prachtvollen Kontrast zu allen übrigen Farbeneffekten.

Beherrscht im Osten der himmelstürmende Pik das ganze Gesichtsfeld, so liegt im Westen der dort zerrissene Ringwall des Leydezirkus und im Nordwesten auf dem Plateau des „Talus de Bilma“ eine ganze Welt von niederen fahlen Regel-

bergen und schwarzen, sich hindurchschlängelnden Lavabändern unter uns. Am Talus de Wilma in der heißen Zone poröser Bimssteine und Aschen hat der Schnee keine Stätte mehr, aber jenseits von ihr scheint wieder ein unabsehbares, welliges Schneefeld bis an den fernen Horizont ausgebreitet zu sein. Nur die leisen Bewegungen seiner Formen und die auf-flatternden Nebel an seinem Rand verraten sein wirkliches Wesen: es ist die Schicht der Cumbrewolken, die sich während der letzten Stunde unseres Aufstieges so ungeheuer verdichtet hat und den Ausblick nach dem Unterland und dem Meer völlig verhüllt. Und erst jetzt, da keine Aussicht auf Wald und Feld und Wohnstätten das Auge mehr abzieht, empfindet man ganz die hohe Majestät des im Feuer erstarrten Hochgebirges. Die Phantasie fliegt von der Erde zum Mond, von dessen Ringgebirgen diese tote Landschaft ein getreues Abbild ist, und unternimmt Entdeckungsreisen in die fernen Welten der Planeten und Fixsterne.

— Aber der Flug dauerte nicht lange. Mit der abnehmenden Tageshöhe wurde der Wind auf unserer exponierten Felsen-zinne empfindlich kalt. Es hielt schwer, mit den erstarrten Fingern einige photographische Aufnahmen zu machen, schwerer noch, meinen zähneklappernden Begleiter so lange zum Aus-harren zu bewegen. Ich war froh, als ich mich endlich um $\frac{1}{2}$ Uhr zum Abstieg wieder in erwärmende Bewegung setzen konnte.

Bergab ging es natürlich auf dem Schnee und dann auf den Bimssteinhängen wie der Wind. In $1\frac{3}{4}$ Stunden waren wir wieder unten an der Höhle, während wir bergauf über $3\frac{1}{2}$ Stunden gebraucht hatten. Kurz darauf, als die Sonne zur Küste ging, zogen dichte Nebel um unser Felsenloch und trieben uns mit ihrem Sprühregen an das lodernde Feuer, das José am Eingang mit Retamaholz entzündet hatte. Dahinter

war es freilich hübsch warm. Allmählich stieg die Temperatur sogar auf $+13^{\circ}$, während sie draußen auf $+7^{\circ}$ gesunken war, aber auch der Qualm nahm in der Höhle so an Stärke zu, daß wir „unser Brot mit Tränen aßen“. Dann streckte ich mich neben meinen zwei- und vierbeinigen Genossen auf den vom Rauch nur wenig berührten Boden und schnarchte bald mit ihnen um die Wette, während draußen ein inzwischen aufgekommenes Gewitter mit Regengüssen und Hagelfall stundenlang forttohte.

3. Abstieg nach Jcod.

Alles war in Nebel gehüllt, als wir uns am frühen Morgen die brennenden Augen rieben. Vor der Höhle lag der Hagel stellenweise 6 Zentimeter hoch, und an die Weiterreise war nicht zu denken, solange die Sonne nicht die gänzlich verschleierte Landschaft klärte. Das tat sie erst nach 8 Uhr. Ein heißer Tee regte die trägen Lebensgeister an; die Tiere, welche schon lange ungeduldig schnaubten und stampften, wurden gesattelt, und mit seinem das Packer ermunternden Zuruf „and' amarill“ („Geh', Gelber“), das mir immer wie „Annemarie“ in die Ohren klang, übernahm José die Führung, und wir wanderten nach Norden in der Richtung nach Jcod in neue Lavafelder hinein.

Mit steigender Sonne sanken die Nebel nun auch unter den Talus de Bilma hinab und ließen dort auf und zwischen den vielen Ausbruchkegeln die obersten dünnen Bestände wetterharter Pinien zum Vorschein kommen. Die von den Fußhügeln des Pico Viejo sich herabwälgenden Lavaströme fallen mit ihren hochgewölbten Enden wie die Stirnmauern von Gletschern plötzlich zum darunterliegenden Aschenboden steil ab, von dem sie häufig wahre Schuttmoränen vor sich hergeschoben und aufgestaut haben; und auch die Ge-

stalt der Lavawälle selbst, ihre Windungen, ihre Spalten ihre Stufenabsätze, ihre ganze landschaftliche vegetationsarme Hochgebirgsumgebung erinnern lebhaft an die Eisströme unserer Alpen.

Bei 2000 Meter treten wir in eine breite lange Lavamulde ein, die den Pinien des darunter beginnenden Pinal de la Guancha als Einfallspforte in das Hochgebiet der Cañadas dient. Einige wildverwetterte Vorposten, Prachtkerle wie unsere heimatischen Zirbelkiefern, sind bis über die Felsen der Boca hinaus auf dem Lavaström vorgeedrungen.

Kurz darauf lassen wir die Lavawildnis hinter uns und werden nun von dem Schatten der herrlichen Pinien des Pinal de la Guancha umfassen, dem dichtesten, größten und schönsten Pinienwald von Tenerife. Das dichte, braune Polster der weichen Nadeln dämpft den Schall unserer Tritte, unzählige Fruchtzapfen vermodern in dieser bei 1800 Meter schon beträchtlich feuchten Zone langsam zu Humus; begierig und tief atmen wir den würzigen Harzduft ein. Bei 1575 Meter betreten wir dann den breiten Rücken Loma de Bega, der bis in die Kulturregionen hinunterführt.

Hier erscheint plötzlich im Rückblick der Pico de Leyde, und diesmal beherrscht er das Bild, während rechts von ihm der Pico Viejo in die gebührliche Trabantenstellung zurückgetreten ist. Er wie das obere Drittel des Pik und der beide Gipfel verbindende Sattel funkeln im Schneeglanz der Mittagssonne, und über allem spannt ein wunderbar klarer Hochgebirgshimmel sein tiefblaues Gezelt aus. Wessen Seele bliebe unbewegt von solcher Symphonie der Farben und Formen!

Bei 1286 Meter am unteren Rand des Pinienwaldes angelangt, haben wir plötzlich einen prachtvollen Ausblick ostwärts hinunter auf die weite, von Dörfchen, Gärten und Feldern besäte Mulde von Teod und auf das goldig glänzende

Weltmeer und hinauf zum himmelhohen Pik, dessen nun sichtbare unvergleichlich großartige Nordseite als eine einzige gigantische, von keiner stärkeren Stufenbildung unterbrochene Böschung 3730 Meter hoch langsam durch alle Klimazonen der Erde zum Ozean hinunter sinkt. In 1235 Meter Höhe erscheinen die obersten Lorbeerbüsche und Adlerfarne, und in 1100 Meter Höhe reiten wir an dem obersten Gehöft mit den ersten Lupinenfeldern vorbei, wo neben den letzten vereinzelt Pinien die obersten Edelkastanien stehen.

Die Sonnenwärme in dem offenen Gelände nimmt nun schnell zu. Steil fällt das Terrain zu dem uns aus der Tiefe des Tales freundlich entgegenlächelnden Städtchen Tcod ab. Wie ein Paradies erscheint uns, die wir aus den Wüsten des Hochgebirges kommen, das herrliche, von allen Kulturen feuchter, subtropischer Zonen bedeckte Nordgelände der Insel. Nacheinander passieren wir die Regionen der Zypressen und Feigen; des Weinstocks, der Mandeln, Pfirsiche, Pflaumen und Nüsse; des Mais, der Tomaten, Kürbisse, Erbsen; der Drangen, Palmen und Bananen; und um 4 Uhr reiten wir in die stille Hauptstraße von Tcod de los Vinos (245 Meter) ein, wo unsere müden, durstigen Tiere am ersten Brunnen endlich ihren zweitägigen brennenden Durst löschen können.

Als ich am späten Nachmittag auf dem flachen Dach unseres Gasthauses in stiller Ruhe saß, vor mir am Geländer und an der ganzen Wand des Haushofes Tausende von leuchtenden Purpurblüten der prächtigen Schlingpflanze *Walbergia* ihren berausenden Duft ausströmten, dahinter im Nachbargarten eine riesige *Araukarie* ihre dunkelgrünen, feinfiedrigen Zweige schirmend ausbreitete, von der andern Seite ein uralter „Drachenbaum“ (*Dracaena draco*) mit seinem kugeligen Haupt herübergrüßte und das Auge langsam aus den palmenbestreuten Fruchtgehäusen Tcods hinaufwanderte zum

dunklen, in der Ferne immer duftiger werdenden Pinienwald, dann über ihn hinanstieg zu den zerfurchten Lavahängen des Pík und sich endlich emporschwang zu den flimmernden Schneefeldern des Vulkanriesen bis auf die Spitze des feingeschnittenen Pitonkegels, während aus dem fernen Unterland der dumpfe Donner der Meeresbrandung in rhythmischem Wachsen und Fallen herüberdrang: da war das Ideal erfüllt, das ich mir immer von der erhabenen Schönheit Tenerifes erträumt hatte.



Drachenbaum bei Teod.

Der Pico de Teñde.

1. Von Drotava zur Alta Bista.

Die Wintermonate 1894 waren für die Hochregion Tenerifes ungemein schneereich gewesen. Der Pík hatte Ende März 1895 noch einen dichten Schneemantel auf seinen Schultern, und bis herab zu 1900 Meter, auf dem ganzen oberen Grat der Cumbre bis zum Pedro Gil hin, lagen noch zahlreiche Schneeflecken. Allerwärts begegneten deshalb meine Erkundigungen nach der Möglichkeit einer Píkbesteigung im

ausgehenden Winter nur einem bedauernden Lächeln oder der bestimmten Erklärung, daß bei solchen Schneeverhältnissen der Gipfel des Pík schlechterdings unzugänglich sei. Während der Berg im schneefreien Frühling, Sommer und Herbst allwöchentlich ohne große Schwierigkeit bewältigt wird, da man dann bis über Dreiviertel seiner Höhe hinaufreiten kann, ist er im Winterschnee nur äußerst selten einmal, z. B. von Ernst Haeckel 1866, bestiegen worden. Kein Führer hat daher Erfahrungen im Schneesteigen; sie können nur als Wegweiser dienen, während das Fortkommen auf den Schneefeldern dem Reisenden selbst überlassen bleiben muß.

In diesem Jahr hatte sich überhaupt noch niemand am Pík versucht. Gerade darum beschloß ich, bald die Besteigung zu unternehmen. Als Anfang April einige schwere Gewitterstürme den Pík von neuem und diesmal noch weiter herab als vorher mit Schnee überzuckert hatten, wartete ich nur noch einige Tage, bis sich der Neuschnee einigermaßen gesetzt hatte, und erklärte dann meinem wackern Maultiertreiber José, daß er am Morgen des 5. April sich mit seinen beiden Maultieren zur Píktour bereit halten solle. José willigte zögernd ein, nachdem ich ihm eine verlockende Extrazulage in Aussicht gestellt hatte, und brachte schließlich am Abend vor unserm Aufbruch noch einen jungen kräftigen Burschen, Antonio, als zweiten „Arriero“ (Treiber) zur Stelle.

Der Morgen des 5. April war trüb und regnerisch, der Wind hatte sich von Nordost nach Nordwest gedreht, war also in den anerkannt zuverlässigsten Regenbringer Tenerifes umgeschlagen, und mancher spöttische Zuruf begleitete uns, als wir durch die naßkalten Straßen von Villa Drotava davonritten.

Das Paktier Amarillo voran, mit Decken, Proviant und Instrumenten beladen, hinter ihm zu Fuß der zweite

Treiber Antonio, der sich mit hohen Ledergamaschen und einer kräftigen „Lanza“ als Bergstock gewappnet hatte, dann ich auf meinem braven Reittier Moreno, im Wettermantel und beständig mit Uhr, Aneroid und Notizbuch hantierend, hinter mir zu Fuß „Don José“ in neuen Fellschuhen, dicker Wolljacke und Manta, und am Schluß José's kleiner stämmiger Graupinscher Confianza, zu dessen Leistungsfähigkeit sein Herr unbegrenztes Vertrauen hatte: so wanderten wir erst auf leidlichem Weg bis zum Dorf Cruz Santa quer über die ganze Osthälfte der Laoromulde hin, dann aber links abbiegend auf miserabel steinigem Pfad direkt hinauf zum „Brezal“, zum Erikabuschwald.

Je weiter wir hinaufkommen, desto eindringlicher rieselt leichter Regen auf uns herab. Das lange Gespräch berührt deshalb immer nur die Witterungsaussichten und die Möglichkeit der Pflbesteigung; im übrigen hört man bloß die stereotypen Zurufe der beiden Treiber an die langsam schreitenden Maultiere. Heute läßt José nicht sein stillvergnügtes Pfeifen vernehmen, selbst seine geliebte Zigarette hängt ihm ohne Brand mißmutig im Mundwinkel, und auch die Tiere naschen nicht, wie sonst, im Vorübergehen von Gras und Kräutern, sondern scheinen einzig darauf bedacht, möglichst bald über die naßkalte Wolkenregion hinauszugelangen.



Mein Begleiter
José Bethencourt.

Noch ehe wir aus der Regenzone hinauskommen, treffen wir oberhalb der Erikaregion an geschützten Stellen auf die ersten Schneeflecken in zirka 1875 Meter Höhe. Es ist lauter Neuschnee von den vor acht Tagen niedergegangenen Gewitterstürmen. Und als wir nun aus dem wallenden Wolkenmeer langsam auftauchen in die trockene, sonnenbestrahlte Hochregion am Außenrand des Cañadaszirkus, da steigt plötzlich in blendender Schneeweisse die Riesenpyramide des Pík vor unsern staunenden Augen über die dunklen Felsenzacken des Zirkusrandes empor, und wir sehen mit einem Blick, daß er trotz der letzten heißen Tage bis herunter auf die Bimssteinflächen der Cañadas noch einen ziemlich intakten Schneemantel trägt.

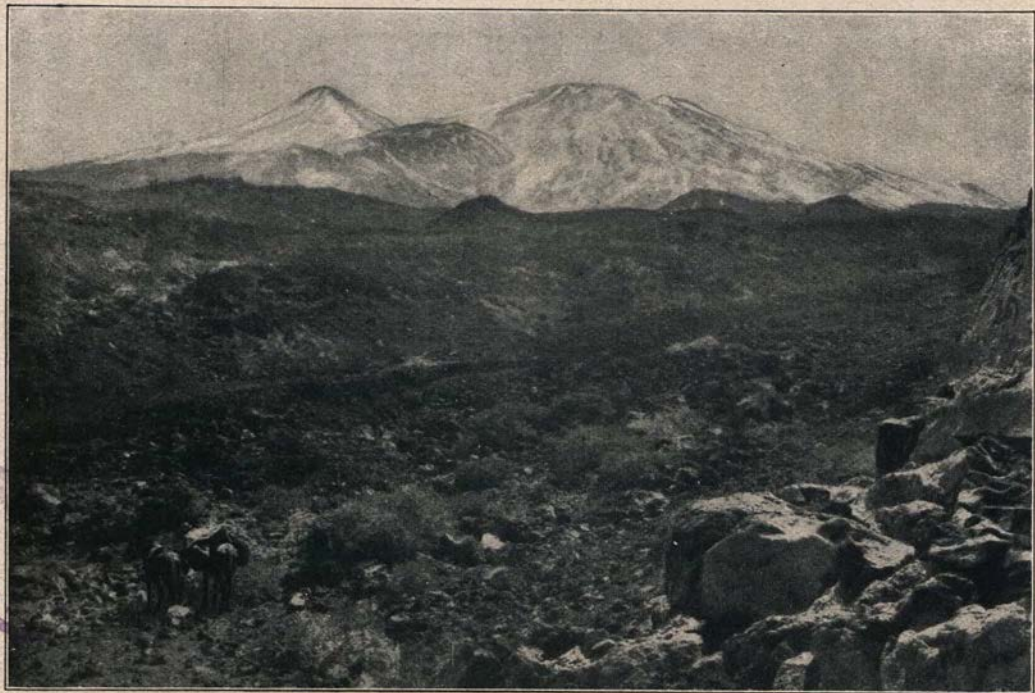
Nach dem langen nassen Regenmarsch ist es uns zunächst in der außerordentlich trockenen Luft hier oben und in dem warmen Sonnenschein nicht weniger wohl als unsern Maultieren. Bald haben wir den graugelben Bimsstein des großen Cañadaszirkus unter unsern Füßen (2050 Meter).

Nun aber treffen die grellen Sonnenreflexe unsere Haut mit stechendem Brennen, und das Gefühl hoher Sommerhize mehrt sich von Minute zu Minute. Der heftig wehende Nordwestwind verstärkt noch das Gefühl der Trockenheit, indem er den freien Bimssteinstaub aufwirbelt und uns Lippen und Wangen austrocknet.

Zur Erfrischungsrast nach dem sechsstündigen Ritt sattelten wir in 2130 Meter Höhe eine halbe Stunde lang ab, entzündeten mit dem leicht brennenden Holz des Retama-Ginsters ein prasselndes Feuer und ließen uns heißen Tee und kaltes Fleisch munden. Nichts Lebendes schien sich außer uns in der Cañadaswüste zu regen. Nur einige, bis dahin unsichtbar gebliebene Kolkraben kreiften sehr bald dicht über unsern Häupten und stürzten sich sofort auf die Abfälle der



Blick von der Estancia de los Ingleses (2960 m) auf die Cañadas des Pico von Tenerife.



Ein Lavafeld (2500 m) an der Nordseite des Pico Viejo, Insel Tenerife.

Mahlzeit, als wir nach beendeter Rast nur wenige Schritte weitergeritten waren.

An der Veränderung des Terrains merkten wir bald, daß wir die ebene Außenzone der rings um den Pík herumlaufenden Cañadas verließen und uns direkt auf den Pík zu bewegten. Der Boden wird immer welliger und hügeliger, denn unter der Bimssteindecke liegen immer mehr vom Pík und seinen Trabanten herabkommende Lavaströme, und immer höher steigt das Terrain zum Pík hin an. Aus dem graugelben, unter unsern Schritten Staubwolken aufwirbelnden Bimssteingrus gucken überall rotbraune, zackige Lavaschichten hervor, und nur da, wo der feste Lavafels über oder dicht unter der Bimssteindecke liegt, haben die graugrünen, sperrigen Ketamabüsche in dieser alpinen Wüste Wurzeln schlagen können.

Auf halber Höhe des Bimssteinvorberges *Montaña blanca* begann der Schnee, der bisher in kleinen Flecken zerstreut gelegen hatte, sich zu geselligen Schneefeldern anzuordnen. Die Maultiere konnten nun der ihnen wenig Vertrauen einflößenden weißen Materie nicht mehr ausweichen und mußten den ersten Versuch auf dem Schnee selbst wagen. Er fiel wenig befriedigend aus. In den von der starken Insolation sehr erweichten Schneedecken brachen die schweren Tiere mit ihren schmalen Hufen fast bei jedem Schritt bis an den Bauch ein, während wir mit unsern breiten Schuhen nur wenig einsanken. Die vor Aufregung und Anstrengung schnaubenden und zitternden Tiere wurden störrisch, so daß sie erst nach mühsamem anderthalbstündigen Treiben, Schieben und Ziehen, unter viel Geschrei und Fluchen der beiden Treiber bis zur Höhe der *Montaña blanca* hinaufgebracht werden konnten. Eine kleine Steinhütte, die den hier bimssteinsammelnden Isleños zum Nachtquartier dient, wurde zur Nachtstation für die Maultiere ausersehen.

Vorläufig aber hieß es weiter vorwärts. Einige Minuten von der Höhe der Montaña blanca nach Westen leicht hinab, und wir stehen endlich am Ostabhang des Píks, an der mit Bimsstein bedeckten Loma tiesa (2770 Meter), die nun als lange Schutthalde mit 18 bis 20 Grad Steigung in die Höhe führt. Über ihr ist der oberste Piffegel, der Piton, ganz verschwunden; drohend aber hängen über uns einige kolossale, furchtbar zerklüftete Trachyt- und Obsidianwälle, deren kohlschwarzer matter Glanz von dem reinen Weiß des Schnees unheimlich absticht. Während wir uns noch umschauen, poltert von dort oben mit Krachen und Pfeifen und dicke Staubwolken aufwirbelnd eine Steinlawine über die Abhänge neben uns herunter und mahnt uns zur Vorsicht. Da das Reiten an dem von Schneeflecken übersäeten Steilabfall der Loma tiesa ohnehin aufhört, verteilten wir das Gepäck gleichmäßig auf die beiden Tiere und begannen, sie mit lautem Ruf und manchem Hieb über das lose Geröll und den weichen Schnee hinaufzuziehen und zu treiben. Es war ein böses Stück Arbeit. Wie vorher, so brachen sie auch jetzt auf jedem Schneefeld bis an den Bauch ein, was wegen der viel größeren Steilheit des Terrains höchst bedenklich wurde. Während ich mich so mit meinem „Moreno“ abplagte, sah ich plötzlich, wie der größere und schwerere „Amarillo“ im lockeren, von Schneewasser durchsickerten Bimsstein den Boden unter den Füßen verlor und, auf die Seite fallend, bergab rutschte, indem er den hinter ihm stehenden José mitriß. Ein Schrei entrang sich uns beiden andern, und schon gab ich Führer, Tier und Gepäck verloren; aber hinzuspringend konnten wir doch noch an einem Felsblock die Bewegung der Gestürzten hemmen. Das Tier kam einige Meter weiter wieder auf die Beine, und die gefährliche Arbeit begann von neuem.

So ging es anderthalb Stunden lang mühselig fort bis zu einem schmalen Absatz am Hang der Loma tiesa, wo wieder wie unten an der Montaña blanca ein paar hausgroße, von höheren Lavafeldern herabgestürzte Trachytfelsen auf dem rötlichen Bimssteingrus lagen. Im Schutz dieser Felsen (2960 Meter) wurde ehemals von den Pflbesteigern die Nacht zugebracht, woher der Platz den hochtrabenden Namen „Estancia de los Ingleses“ (englische Station) erhalten hat. Kohlenreste, zerbrochene Flaschen, leere Sardinenbüchsen und dergleichen Kulturunrat lagen umher, aber sie und die an den Felsen angehäuften hohen Schneewehen machten den „englischen Hof“ nicht einladender. Nur die Aussicht auf den tief unten liegenden Cañadaszirkus und auf das ferne weiße Wolkenmeer war prachtvoll. Ich drängte zum Weitergehen. Menschen und Tiere unserer kleinen Karawane waren freilich sehr ermattet, und es bedurfte aller denkbaren Überredungskünste, um nach einiger Erholung die beiden Treiber mit den Mulos und Gepäck noch zirka 100 Meter höher hinaufzubringen, wo in 3053 Meter Höhe eine zweite kleine Stufe mit großen runden Felsblöcken den Berghang absetzt; es ist die „Estancia de los Alemanes“ (deutsche Station), deren Name mir deshalb besser gefiel als jener der unteren Station, weil er andeutet, daß die Alemanes gewöhnlich den Berg vor ihrer Rast ein Stück höher besteigen als die Ingleses. Eine Hütte ist nicht da.

Hier ging es schlechterdings mit den Maultieren nicht weiter; das sah ich ein, denn die Bimssteine verschwinden, der Steigungswinkel des Berges wächst auf 28 bis 30 Grad, und nur steile, große Schneefelder und schroffe, zerrissene Lavawälle starren uns von oben entgegen. Die Tiere wurden also abgesattelt, die Sättel und ein Teil des Gepäcks unter einem großen Felsblock geborgen und der zweite Treiber, Antonio,

mit den nun unbelasteten Mulos zur Hütte der Bimssteinsammler nahe der Montaña blanca zurückgeschickt, von wo er am nächsten Vormittag wieder heraufkommen sollte, um uns nach beendeter Píkbesteigung abzuholen. Wir beiden andern aber bepacten uns mit den Instrumenten, Proviant und Wolldecken, einer schweren Last, und setzten nach 3 Uhr unsere Kletterei weiter fort. Dennoch waren wir nicht allein, denn uns begleitete Josés kleiner Pinscher Confianza, der sich von seinem Herrn ebensowenig trennen wollte wie sein Herr von ihm.

Die Sonne war unterdessen hinter dem Pík verschwunden, und mit der wachsenden Gewalt des von Nordwesten herunterwehenden Windes begann es merklich kälter zu werden. Von der Spitze des Píks ist während des ganzen Anstieges nichts zu sehen. Stets erblickt man über sich nur steile, lange Schneefelder und herabhängende schwarze Trachyt- und Obsidianfelsen.

Ich war meinem Begleiter und seinem ihn nie verlassenden Hund weit voraus, als ich eine Stunde über der Estancia de los Alemanes die schwarzen Lavawälle von rechts und links einander sich nähern und plötzlich da, wo sie zusammentreffen, vor mir auf einem Terrainabsatz ein graues, längliches Steinhäuschen auftauchen sah: die „Alta Vista“ (3270 Meter). Sehr wohnlich sah es freilich nicht aus, denn mächtige Schneewehen reichten über Tür und Fenster bis ans Dach, und als endlich José hinzukam, der den Schlüssel besaß, mußten wir erst gehörig mit den Bergstöcken und Händen bohren und schaufeln, ehe wir eindringen konnten. Da ein paar Matrazen, ein Tisch und einige Stühle, ja sogar ein blechernes Waschbecken und ein zerbrochener Spiegel vorhanden sind, so könnte es ganz gemütlich sein, wenn ein ordentlicher Herd oder Ofen da wäre. So aber

steht nur ein Kniehohes, ramponiertes Eisenöfchen an der Wand, das überdies für das Gefaß viel zu klein ist. Wir sahen uns deshalb bald gezwungen, auf dem gestampften Steinboden mitten im Raum ein offenes Feuer von unserm mitgebrachten Retamaholz — in der Umgegend gibt es kein Holz mehr — anzuzünden, das zwar schnell die Hütte mit erstickendem Rauch erfüllte, aber uns wenigstens zu einem heißen Tee und einer Erbsuppe mit Wurst verhalf.

Inzwischen war es später Nachmittag geworden. In rötlich goldigem Licht lagen die östlichen Cañadas tief unter uns. Dorthin allein ist von der Alta Vista die Aussicht frei, denn im Norden und Süden schließen die hohen Lavaströme des Pils den Fernblick ab, und im Westen geht's zum Pil hinauf. Den Steilhang zur Estancia de los Ingleses und zur Montaña blanca hinabschauend, sehen wir das rote und braune Lavagewirr des Cañadasbodens mit kleinen becherförmigen, offenkäuligen Kratern da und dort, und jenseits davon die langen, regelmäßig geschichteten Wände der großen Ringmauer mit ihren nischenartigen Ausbuchtungen. Nach links läuft das hohe Rückgrat der Insel, die Cumbre, purpurn in die rosa angetönten Wolkenbänke des Hochlandes hinein, und nur einige kleine, aus den Wolken aufragende Vulkankuppen verraten, wo der Verlauf der Cumbre hingeht. Überall sind die Cañadaswände nach außen begrenzt durch das rosig bestrahlte, in endlose Weite ziehende Wolkenmeer, auf das wir wie auf ein ungeheueres, leicht gewelltes Flachland hinabschauen, und am Horizont dämmern in zart violetten Tinten die breiten, über das Wolkenmeer klippenartig aufragenden Berge der Insel Gran Canaria.

Nach Sonnenuntergang suchten wir unser Feuer in der Hütte wieder auf. Ich braute einen Blechtopf voll Glühwein, aus dem wir gemeinsam Erwärmung vor dem immer

stärker werdenden Nachtwind schlürften. In unsere Decken gehüllt, lagen wir nahe dem flackernden Feuer auf den Matragen, aber aus dem ersehnten und sehr notwendigen Schlaf wurde nichts, denn die Luftdünnung unseres 3270 Meter hohen Quartiers machte sich geltend. José klagte über bohrenden Kopfschmerz, und ich hatte so starke Herzbekehlungen, wie ich sie nur noch auf dem Kilimandjaro in viel bedeutenderer Höhe gefühlt habe. Der Aufstieg aus Meeresniveau hierherauf war doch zu schnell gegangen, als daß sich der Organismus schon der dünnen Höhenluft hätte anpassen können.

2. Besteigung des Gipfels und Abstieg.

Draußen war der Nachthimmel absolut klar geblieben. Lange vor Tagesanbruch, schon um 5¼ Uhr, schießt im Osten der schiefe Lichtkegel des Zodiakallichtes auf. Langsam breitet sich dann in flachem Bogen der schwach bläuliche Schimmer der Dämmerung über den östlichen Horizont, vom Zodiakallicht hoch überragt. Der Dämmerungsbogen wächst höher und höher und bekommt, während die Linsengestalt des Zodiakallichtes ziemlich schnell verschwindet, allmählich einen rötlichen Anflug, der nach ein paar Minuten von einem gelben Schimmer überzogen wird. Breiter und breiter zieht sich der Dämmerungsbogen über den Osthimmel und färbt sich am Horizont immer satter orange, während er oben, wo er nun auch in die Breite wächst, einen kalten, grau-grünlichen Ton bekommt, der aber eine enorme Leuchtkraft hat. Von der Gegendämmerung können wir wegen des Piffkugels nichts sehen. Jetzt steigt aber das Licht vom Himmel auch auf die Erde herab. Die Felsen treten aus ihrem nächtlichen Schatten zögernd heraus, unter uns heben sich die Cañadaswände von den noch tieferen Wolkenschichten leise ab, und stellenweise

errät man weit draußen auch das Meer. Die Kuppen und Grate von Gran Canaria strecken aus ihrem eigenen Wolkenfranz ihre Häupter noch dunkel empor. Nun aber flammt im Osten ein intensiver Gelbschein auf, der das untere Rot ganz verwischt, während oben die kalte Lichtregion ein roseneroter Schimmer überfliegt, dessen feine Strahlen hoch ins zarte Blau des Firmaments hinaufschießen. Da endlich blizt der Rand der Sonnenscheibe über dem Horizont empor, aber gedämpft durch die Dunstschichten, die draußen über dem Meere liegen.

Nun ging's flink an den Aufbruch. Auch diesmal ging die Kleine, treue Confianza mit. Unmittelbar hinter der Alta Vista schließen sich die schwarzen Obsidianströme zu wilden Wällen von ebensolcher Steilheit (zirka 30 Grad) zusammen wie von der Estancia de los Alemanes herauf zur Alta Vista. „Malpays“ (schlechtes Land) nennt der Isleño diese Pflabhängen. Doch hatte der hohe Schnee die tiefer liegenden Partien zwischen den einzelnen Lavarücken ausgeebnet, so daß mir um das Hinaufkommen nicht bange war, nachdem ich den zögernden José, der nach alter Gewohnheit über die Felsen aufstieg und damit viel Zeit verlor, zu mir auf den Schnee gelockt hatte.

Freilich hatte das Steigen dort auch sein Mißliches, denn an vielen Stellen lag der Schnee nur dünn über den Rissen und Schluchten der Obsidianfelsen, so daß wir mehrmals bis an den Bauch gleichwie in unterliegende Gletscherspalten einbrachen und uns an dem messerscharfen glasigen Gestein einige lange Risse in Stiefeln und Schienbein zuzogen. Wo jedoch zwischen den hochragenden parallelen Obsidianwällen, die wie Moränen die Schneefelder säumten, der Schnee dick lag, trug er ausgezeichnet.

Eine Stunde lang klotzten wir ohne Raft von Stufe

zu Stufe, von Schneefeld zu Schneefeld empor. Die unteren Teile des Piffkegels und die Cañadas hatten wir längst außer Sicht verloren, aber der Gipfelkegel, der Piton, erschien noch immer nicht, denn jede höher oben gelegene Lavaschicht bildet eine neue Stufe der zur Basis des Gipfelkegels, zur Rambletta, hinaufführenden Riesentreppe, und jede Stufe verdeckt wieder die Aussicht nach oben. Endlich passieren wir bei 3530 Meter ein paar kleine Spalten im Boden, die in kurzen Intervallen unbedeutende heiße Dampfstrahlen (54° C) ausstoßen und sich deshalb jetzt mit einem schönen Bogen dichten blauen Eises überwölbt haben, und wir wissen nun, daß wir in der Nähe der Rambletta sind. Wir haben hier die ersten Spuren der noch wirkenden vulkanischen Tätigkeit vor uns; weiter unten ist aller Vulkanismus erloschen. Schon deshalb fühlen wir uns dem noch unsichtbaren Kratergipfel näher und eilen mit gehobener Stimmung und erneuter Kraft weiter. Nach einigen Minuten, um 1/28 Uhr, treten wir endlich auf den Absatz der Rambletta (3570 Meter) hinauf, wo nun mit einemmal der oberste Eruptionskegel, der Piton (Horn) oder Pan de Azucar (Zuckerhut), vor uns steht. Er ist sehr klein im Verhältnis zum ganzen Berg, denn er mißt nur 140 Meter. Bis 1 1/2 Meter hoher harter Schnee bedeckte die Rambletta. Und darüber ragte der graugelbe, weiß gefleckte Piton höchst malerisch in den dunkelblauen Morgenhimmel hinein. Von seinem Oberrand flatterten ununterbrochen feine weiße Wölkchen in die Luft, durch den starken Wind fortgeweht wie der stiebende Neuschnee von den Graten unserer Alpenberge. Mag der oberste Kegel beschneit sein oder ganz schneefrei dastehen, immer hebt er sich von seinem dunklen Unterbau ganz hell ab und trägt deshalb seinen zweiten Namen „Pan de Azucar“ (Zuckerhut) im Winter und Sommer mit gleichem Recht.

Der lockere Bimsstein machte uns auf dem nun bis zu

40 Grad sich erhebenden Bergabhang noch tüchtig zu schaffen. Der lose, vom schmelzenden Schnee erweichte Schutt rutscht unter dem Fuß, und der Bergstock findet keinen Halt. Während ich aber über die mühsame Arbeit unwillig war, äußerte sich José hochofrennt, daß er nun den Schnee hinter sich hatte, und übernahm zu guter Letzt wieder die Führung mit seinem unermüdlichen Pinscher, indem er lustig auf seinen breiten Fellschuhen bergan stampfte. Von Bergkrankheit, wie Kopfschmerz, Schwindel, Atembeklemmung, Nasenbluten und der



Die Rambletta und der Piton des Pils von Tenerife.

gleichen, fühlten wir uns, solange wir in starker Bewegung waren, ganz frei. Kurz nach 8 Uhr kletterten wir auf die obersten hellgrauen Felsblöcke des nordöstlichen Kraterrandes, und hatten damit glücklich den Gipfel des Pils von Tenerife (3730 Meter) erreicht.

Mit Mark und Bein durchdringender Gewalt empfing uns nun aber der Nordostwind, frostig und trocken; also reiner Passat, kein südwestlicher Antipassat, wie er nach früheren Angaben hier oben zu erwarten gewesen wäre. Im Schutz der Felsen rasteten wir zunächst eine halbe Stunde. Die

überall in kaum merklicher Intensität aus Rissen und Ritzen hervordringenden Wasserdämpfe haben mit ihrem Gehalt an schwefliger Säure, Schwefelwasserstoff und Kohlensäure das Gestein ganz weiß gebleicht und tief zersetzt. Bei klarstem Sonnenlicht konnte ich dann einige photographische Aufnahmen machen, und dies war eine außerordentlich dankbare Arbeit, denn die Übersicht aus unserer Vogelperspektive war von immenser Großartigkeit.

Auf keinem andern hohen Berg habe ich einen so starken Eindruck des Erhobenseins über das Unterland gehabt wie auf dem Piz von Tenerife. Steigt dieser doch unmittelbar aus dem Meer ohne lange Übergänge und größere Zwischenstufen zu mehr als 3700 Meter empor, während die Basis anderer Hochgebirge meist schon 1000 Meter hoch liegt, so daß die Bergeshöhe um ebensoviel verkürzt erscheint. Hier auf der Insel hingegen schwebt man wie in einem Luftballon über Land und Meer; über 20 000 Quadratkilometer reicht das Gesichtsfeld, und wenn der Krater noch in Flammen stände, so würde der Piz dem Schiffer in der Nacht 1000 Kilometer weit als Leuchtturm dienen können.

Das fesselndste Bild in dem ungeheuren Pizpanorama war mir aber nicht das in unendliche Fernen ziehende Meer, nicht die zwischen den Wolken sichtbaren, reizvollen Landschaften des Tieflandes, sondern der obere Teil des Leydegebirges selbst, die furchtbare Schnee- und Lavaeinöde vom Gipfel bis hinab zum Rand des Cañadaszirkus: wir, die einzigen menschlichen Wesen auf diesem gewaltigen Schauplatz der alles Leben vernichtenden unterirdischen Feuergluten; um und unter uns zunächst die starre vulkanische Natur des Riesengebirges, zum Tode erstarrt in wilder Bewegung, ein ungeheueres Chaos kohlschwarzer, sich talwärts wälzender Lavaströme, nur unvollständig bedeckt mit dem Leichentuch der

Bimsstein- und Schneefelder; unterhalb der düsteren Laven die hellschimmernde, vom Neuschnee weiß gesprenkelte Bimssteinwüste der Cañadas, umgürtet von den farbigen Steilwänden des ehemaligen Riesenkraters, und rings um die Cañadas gelagert das im vollen Sonnenlicht erstrahlende, blendend weiße Wolkenmeer, das aus unserer Höhe so gleichmäßig in einer Fläche gelagert erscheint, daß auch dieses die Täuschung einer schier endlosen, frisch beschneiten Ebene hervorruft.

Die Schicht der Landwolken läßt auf der dem Passatwind abgekehrten Südseite der Insel einen viel breiteren Streifen des Landes frei als auf der Nordseite. Aber gleichmäßig im Süden wie im Norden beginnt bald außerhalb der Küste der Saum des Seewolkenmeeres, das, lockerer und offener als die Landwolkenschicht und im Mittel 500 Meter höher gelegen als diese, sich über das zwischen den unzähligen Cumuli durchschimmernde Meer bis zum Horizont dehnt, wo es das Himmelsgewölbe zu tragen scheint. Die gebirgigen Inseln Gran Canaria, Palma, Hierro schauen mit ihren Gipfeln aus dem Wolkenmeer heraus, aber die niedrigen, wie Lanzarote und Fuerteventura, liegen unsichtbar tief darunter.

Von Zeit zu Zeit reißt ein starker Luftstrom weit klaffende Lücken in die Decke der Landwolken, und nun schweift mit einemmal der Blick wie in eine unterirdische Versenkung 1500—2000 Meter weiter hinunter auf eine andere Welt, aus dem Reich des Todes in die Welt des Lebens: zuerst auf blaugrüne Pinienhochwälder, die ihre äußersten einsamen Vorposten bis hart an den Rand der Cañadaswüste vorgeschoben haben, Feind dicht am Feind; dann auf die dunkelgrünen Erika- und Lorbeerbuschwälder, die in den zahllosen Barrancos und Terrainmulden fingerförmig in die tiefere, hellgrüne Kulturzone

hineingreifen; noch weiter unten auf die lachenden, saftigen Fluren des Niederlandes mit seinen vielen weißen Dörfchen und Städten der fleißigen Isleños; und endlich auf die von einem gerade noch sichtbaren weißen Brandungssaum begrenzte dunkle Felsenküste und auf das lichtblaue inselreiche Weltmeer. Aber seine von den Cumuluswolken belebte Fläche langsam dahingleitend steigt der Blick höher und höher, bis er schließlich den in unserer eigenen Augenhöhe liegenden, vom leuchtenden Himmel sich kaum noch abhebenden Meereshorizont erreicht hat.

Aus solchen Inselhöhen überschaut, erscheint der zu grenzenloser Ausdehnung angewachsene Ozean nicht mehr als die freundliche blaue See, die die Inselküsten schmückend umgürtet, sondern als eine selbstherrliche, übermächtige Naturgewalt, die mit den Inseln gleichsam spielt und jeden Augenblick imstande und bereit ist, die in ewiger Schaffenskraft erzeugten auch wieder zu verschlingen. Wie auf einer Riesensäule in einer gigantischen hellblauen Kristallschale stehen wir inmitten des ringsum hochgehobenen Meeres. Über seinem lichten Horizont verdunkelt sich allmählich wieder die Farbe des Firmaments bis zum tiefen Schwarzblau des Zenits, das in unserer luftdünnen, trockenen Bergeshöhe fast körperlich erscheint. Langsam kehrt vom Firmament der Blick wieder zu seinem Ausgangspunkt, dem Pizgipfel, zurück, und so durchschweifen wir mit einem einzigen Augenaufschlag alle Reiche der irdischen Elemente: Feuer, Erde, Wasser, Luft und sämtliche Klimazonen der Erde von den Palmen des Tieflandes bis zum Schnee des Pizs.

Der eisige Wind, der uns mit einer Temperatur von $-3\frac{1}{2}^{\circ}$ umbraust, zwingt uns endlich, von der unvergleichlichen Rundschau Abschied zu nehmen. Wir wenden uns dem hinter uns sich öffnenden Gipfelkrater des Pizs zu und

steigen in wenigen Minuten zum Boden des Kessels (3690 Meter) hinab, von wo uns „Confianza“, die schon vorher diese wärmere Region aufgesucht hat, vergnügt entgegenbellt. Der Krater ist klein, nur 40 Meter tief und in seiner größeren Achse von Nordosten nach Südwesten etwa 100 Meter lang, in seiner kleineren Achse zirka 70 Meter breit, hat also einen fünfmal geringeren Durchmesser als der des dreimal kleineren Besuvs. Die inneren Hänge und der Boden des Kessels sind wie ein alter Steinbruch bedeckt von meist weißgrauen, wenigen gelben und ziegelroten feinen Ablagerungen und von hellgrauen, kantigen Blöcken. Auf dem Kraterboden stehen keine von jenen kleinen Aschen- und Schlackenkegeln, keine von jenen blasigen Aufstrebungen erhärteten Schlammes, wie ich sie in mehreren Vulkanen Javas, der Philippinen und Japans gesehen habe, und die das sichere Zeichen eines noch jungen Vulkanismus sind. Der Pik hat offenbar seit Jahrtausenden keinen Ausbruch aus seinem Gipfelkrater mehr erlebt; alle späteren Eruptionen haben sich an den tieferen Flanken des Berges aus neugeöffneten Spalten Luft gemacht.

Auf der Südseite des Kraters ist jetzt die Dampfentwicklung aus dem Boden am stärksten. Während an vielen andern Stellen nur vereinzelte Dampfwölkchen aus der Erde dringen, steigen hier aus einem Duzend nahe beieinandergelegener, von nadel-förmigen Schwefelkristallen besetzter Löcher und Spalten heiße Wasserdämpfe auf, die, zu einer kleinen Wolke vereint, vom Wind über den Kraterrand weggeführt werden. Wo aber kein Dampf an den Kraterwänden herausdringt, da liegt jetzt auch im Krater, am meisten an der Nordseite, Schnee bis zu einem halben Meter hoch.

Mit Schauen, Messen, Photographieren und Notieren ging die Zeit nur allzu schnell hin.

Kurz nach 9 Uhr begannen wir mit dem Abstieg. Den

treibenden Wind im Rücken, rutschten wir, ich mit jubelndem alpinen „Zuhu“, eiligst und bequem in dem losen Bimsstein, der uns bergauf soviel Mühe gemacht hatte, zur Rambletta hinunter. Dort, auf den beginnenden großen Schneefeldern, folgte jetzt José nach kurzem Zögern meinem Beispiel, stieß den Bergstock hinter sich in den Schnee und fuhr bald so gewandt auf den steilen Hängen ab, als hätte er sich darin jahrelang in den nordischen Alpen geübt. Die kleine Confianza hingegen überkugelte sich erst ein paarmal, setzte sich dann aber klugerweise auf das Hinterteil nieder und ruderte sich förmlich mit den Borderpfoten über den Schnee hinab, so daß sie trotz vieler Purzelbäume doch kurz nach uns ans Ziel kam.

Bei so schneller Beförderung waren wir schon nach 10 Uhr wieder an der Alta Vista, packten schnell unsere Decken, Instrumente und Proviantreste zusammen und nahmen leichten Herzens von der Hütte Abschied, in der wir eine so unerquickliche Nacht zugebracht hatten. Weiter ging es mit erwünschter Geschwindigkeit auf den steilen Schneefeldern bergab, und schon eine halbe Stunde später langten wir bei den Felsblöcken der Estancia de los Alamanes an, wo uns von weitem der Gruß unseres dritten Genossen entgegenklang, der kurz vorher mit den Maultieren wieder aus den Cañadas heraufgekommen war und schon den Frühstückssack bereit hielt. Hier hatte der Nordost schon eine wesentlich höhere Temperatur ($+6^{\circ}$) als oben, und im Schutz der hohen Felsen war es so behaglich warm, daß wir seines Brausens spotteten.

Mit den Maultieren ging es anfänglich sehr langsam weiter. Die Tiere hatten seit anderthalb Tagen keinen Tropfen Wasser bekommen können, während wir uns leicht mit geschmolzenem Schnee beholfen hatten, und waren von der ungewohnten Kälte tüchtig mitgenommen. Unten auf den Cañadas aber, wo die Sonne das Thermometer schon auf

+ 10° steigen ließ, beschleunigten sie ihre Schritte, und als wir Mitte des Nachmittags in die feuchte Wolkenregion eintauchten, die uns nach dem langen Aufenthalt in der trockenen Höhe wie ein kühles Bad umflutete, schritten sie trotz des elenden Pfades und trotz des bald niederströmenden Regens so stetig und rasch bergab, daß die kleine Karawane schon 7 Uhr abends wieder im gastlichen Städtchen *Villa Drotava* einzog.

Hier hatte es während unserer Abwesenheit fast ununterbrochen geregnet, und da man glaubte, das schlechte Wetter habe sich bis zur Hochregion hinauf erstreckt, so begegnete unser Bericht von der gelungenen Pilsbesteigung zuerst ganz offenkundigen Zweifeln. Erst als ich meine Skizze des Kraters vorlegte und einige Photographien vom Gipfel entwickelte, überzeugte man sich von der Wahrheit unserer Aussagen. Während ich dann im stillen Hotelstübchen meine Notizen und Tagebücher ordnete, ließ sich José mit seinem bergsteigenden Hund von seinen braven Landsleuten als Held des Tages feiern, und noch wochenlang bildete, wie ich später erfuhr, ein Hauptgesprächsthema im ereignisarmen *Drotava* die gelungene Winterbesteigung des Pils durch Don José Bethencourt und — den Pinscher *Confianza*.



Alte Reisen und Abenteuer

Bisher erschienen:

- | | |
|---------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Bd. 1 fernão de Magalhães , Die erste Weltumsegelung. Bearbeitet von Dr. S. Plischke | Bd. 5 Christoph Kolumbus , Die Entdeckung Amerikas. Bearbeitet von Dr. S. Plischke |
| Bd. 2 Ulrich Schmidel , Abenteuer in Südamerika. Bearbeitet von Curt Cramer | Bd. 6 Kapitän Philipp , Gründung der Straffolonie Sydney. Bearbeitet von Dr. S. Plischke |
| Bd. 3 James Cook , Die Suche nach dem Südländ. Bearbeitet von Dr. S. Damm | Bd. 7 Carl Friedrich Behrens , Der wohlversuchte Südländ. Reise um die Welt 1721/22. Bearbeitet von Dr. S. Plischke |
| Bd. 4 Peter Kolb , Zum Vorgebirge der Guten Hoffnung. Bearb. von Dr. P. Germann | Bd. 8 Hans Egede , Die Erforschung Grönlands. Bearbeitet von Dr. M. Seydich |

Reisen und Abenteuer

Bisher erschienen:

- | | |
|---------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------|
| Bd. 1 Sven Hedin , Abenteuer in Tibet | Bd. 14 Walter von Rummel , Sonnenländer |
| Bd. 2 Sven Hedin , Transhimalaja | Bd. 15 W. H. Gilder , Untergang der Jeannette-Expedition |
| Bd. 3 Kapitän Scott , Letzte Fahrt (Scotts Tagebuch) | Bd. 16 Slatin Pascha , Feuer und Schwert im Sudan |
| Bd. 4 Georg Schweinfurth , Im Herzen von Afrika | Bd. 17 Sinar Mikkelson , Ein arktischer Robinson |
| Bd. 5 H. M. Stanley , Wie ich Livingstone fand | Bd. 18 H. M. Stanley , Mein erster Weg zum Kongo |
| Bd. 6 Kapitän Scott , Letzte Fahrt (Abenteuer der Gefährten) | Bd. 19 Sven Hedin , General Prschewalkij in Innerasien |
| Bd. 7 Sven Hedin , Durch Asiens Wüsten | Bd. 20 Sven Hedin , Meine erste Reise |
| Bd. 8 Sven Hedin , Zu Land nach Indien | Bd. 21 H. M. Stanley , Auf dem Kongo bis zur Mündung |
| Bd. 9 A. S. Nordenskiöld , Umseglung Asiens und Europas | Bd. 22 Henry S. Landor , Auf verbotenen Wegen |
| Bd. 10 H. M. Stanley , Im dunkelsten Afrika | Bd. 23 Sven Hedin , An der Schwelle Innerasiens |
| Bd. 11 Georg Wegener , Erinnerungen eines Weltreisenden | Bd. 24 Otto Sverdrup , Neues Land |
| Bd. 12 Gustav Nachtigal , Sahara und Sudan | Bd. 25 Hans Meyer , Sochtouren im tropischen Afrika |
| Bd. 13 Ernest Shackleton , Im sechsten Erdteil | |

Jeder Band enthält etwa 160 Seiten mit vielen Abbildungen und Karten, ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Beide Sammlungen werden fortgesetzt
Ausführliche Prospekte auf Verlangen kostenlos

Verlag F. A. Brockhaus / Leipzig

879